

Rätsel: Hanspeter Born über Ted Kennedys mysteriösen Autounfall

Nummer 36 – 3. September 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Akte «Sennentuntschi»

Callgirls, unbezahlte Rechnungen und erschlichene Fördergelder:
Das Schweizer Filmdebakel des Jahres ist grosses Kino. *Von Philipp Gut*

Tresorknacker auf IV-Rente

Die dreisten Methoden der Scheininvaliden. *Von Alex Baur*

«Glück wird überbewertet»

Paartherapeut Arnold Retzer lobt die Vernunftthe.
Von Daniela Niederberger



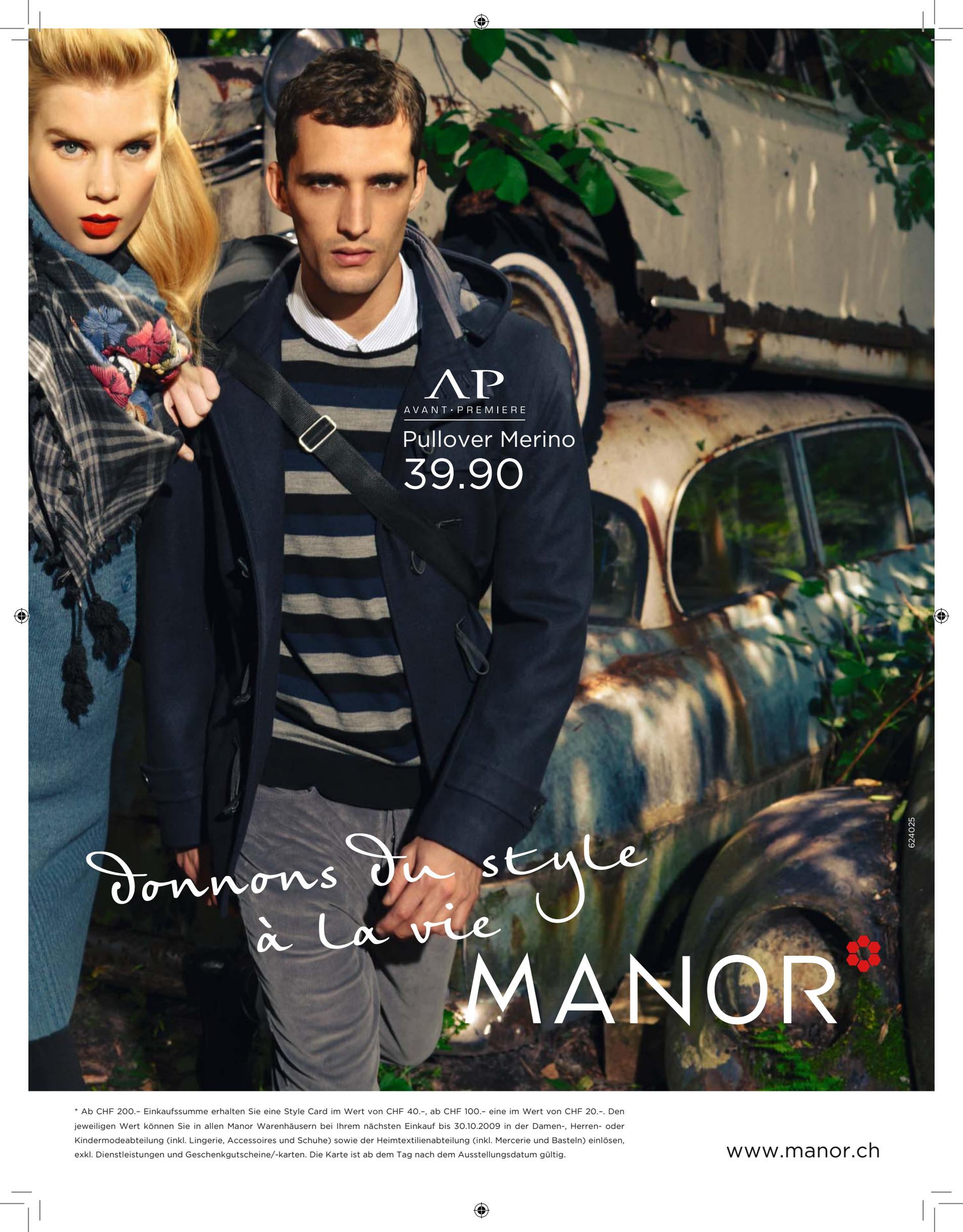
36

AP
AVANT-PRÉMIÈRE

Mantel
129.-



Stil geschenkt. Wir schenken Ihnen eine Style Card* im Wert von CHF 40.- beim Einkauf ab CHF 200.- in einem unserer Mode-/Heimtextilienrayons bis 26.9.2009. Weitere Informationen dazu in Ihrer Manor.



AP

AVANT · PREMIERE

Pullover Merino

39.90

*Donnons du style
à la vie*

MANOR 

* Ab CHF 200.- Einkaufssumme erhalten Sie eine Style Card im Wert von CHF 40.-, ab CHF 100.- eine im Wert von CHF 20.-. Den jeweiligen Wert können Sie in allen Manor Warenhäusern bei Ihrem nächsten Einkauf bis 30.10.2009 in der Damen-, Herren- oder Kindermodeabteilung (inkl. Lingerie, Accessoires und Schuhe) sowie der Heimtextilienabteilung (inkl. Mercerie und Basteln) einlösen, exkl. Dienstleistungen und Geschenkgutscheine/-karten. Die Karte ist ab dem Tag nach dem Ausstellungsdatum gültig.

www.manor.ch



24

400TX



TX ▶ 4



George Clooney weiss nicht wie man die Aromaprofile unserer Grands Crus definiert. Angélique hingegen schon.

Holzig, blumig, Getreide- oder Zitrusnote... Angélique, Product Manager Coffee bei Nespresso, kennt die feinen Geschmacks- und Aromaunterschiede unserer Kaffeevarietäten sehr genau. Dank ihr war es uns möglich, neue, unvergleichliche Grands Crus zu kreieren. Erfahren Sie mehr unter www.nespresso.com/experts

NESPRESSO[®]
Die Seele des Kaffees

Intern

Es sollte ein Kinoereignis werden, inszeniert vom derzeit aufregendsten Schweizer Regisseur. Nach den Erfolgen von «Mein Name ist Eugen» und «Grounding» machte sich Michael Steiner an die Verfilmung des Sagenstoffs vom «Sennentuntschi». Doch das Projekt kann seit Monaten nicht fertiggestellt werden, Steiners Firma Kontraproduktion steht vor dem Konkurs. Der unfertige Film sorgte in den letzten Monaten für mehr Schlagzeilen als jeder andere, der im Kino lief. Dennoch blieben viele Fragen offen, die Gründe des Scheiterns schienen schwer zu bestimmen. Kultur- und Gesell-



Regisseur Steiner mit Partnerin.

schaftschef Philipp Gut hat den spektakulären Fall ausgiebig recherchiert. **Seite 14**

Daniela Niederberger musste für ihr Interview mit dem Paartherapeuten Arnold Retzer nach Heidelberg fahren. Für die meisten Berufskollegen nicht erwähnenswert, als Mutter von kleinen Kindern schon. Sie wollte ihr Töchterchen am Vorabend geistig darauf vorbereiten, dass Mami am nächsten Tag früh aus dem Haus müsse und abends erst heimkehre, wenn sie schlafe. Darauf die Vierjährige abgeklärt: «Ich habe schon lange gedacht, wann du mal früh gehst und spät kommst, so wie Papi.» Für eine realistische Betrachtungsweise steht auch ihr Interviewpartner. Retzer fordert eine nüchterne Sicht auf die Institution Ehe. **Seite 54**

Das Ausmass der Misere in der IV ist unbekannt. Gezielte Untersuchungen der bankrotten Sozialversicherung, wo etwa einzelne Fälle geprüft worden wären, fehlen. Indirekt aber erscheinen die zum Teil bizarren Lebensläufe

und Rentenansprüche in den Akten von Gerichtsprozessen. Oft steht die Tatsache, dass der Angeklagte noch eine IV-Rente bezieht,



Bizarre Lebensläufe und Rentenansprüche.

gar nicht im Vordergrund. Als Nebenprodukt der Untersuchung bieten diese Akten jedoch wertvolle Einblicke, wie unser Reporter Alex Baur feststellen konnte. Was er sah, ist nicht erfreulich. Es sind bloss Ausschnitte eines kolossalen Missstandes. **Seite 13, 34**

Seit 2001 war Daniel Ammann in unterschiedlichen Funktionen und mit Unterbrüchen für die *Weltwoche* tätig, als Wirtschaftsredaktor, als Ressortleiter und als Rechercheur. Ammann deckte Missstände in der Justiz auf, untersuchte Fälle und angebliche Fälle von Wirtschaftskriminalität. Daneben interessierte er sich für Afrika, vor allem auch für Probleme der Entwicklungspolitik. Seine bekanntesten Artikelserien behandelten Themen, die landesweit in die Schlagzeilen gerieten: Ammann rehabilitierte den zu Unrecht ins Schussfeld der Bundesanwaltschaft geratenen Ex-Divisionär Peter Regli. Ausserdem enthüllte er die fragwürdigen Praktiken der eidgenössischen Justiz unter Bundesanwalt Roschacher, der mit einem kolumbianischen Drogenhändler den Bankier Oskar Holenweger bedrängte. Ammann schrieb zuletzt eine grosse Biografie des Rohstoffhändlers Marc Rich, die demnächst unter dem Titel «The King of Oil» in die Buchhandlungen kommt. In Zukunft möchte er sich als Autor noch stärker aufs Bücherschreiben konzentrieren, was gelegentliche journalistische Arbeiten nicht ausschliesst. Wir bedanken uns herzlich bei Daniel Ammann für seine herausragende Arbeit, wünschen viel Erfolg und freuen uns auf weitere gemeinsame Projekte.

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissing, Lukas Voellmy (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Roy Spring

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bossset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Versicherungen
Vorsorge
Risikomanagement



Zurich HelpPoint®

Rechnen Sie mit einer Autoversicherung, die höchsten Standards gerecht wird: Ihren.

Zurich HelpPoint® ist für Sie da, wenn Sie mehr als nur eine Versicherung brauchen.

Deshalb bieten wir Ihnen einen Versicherungsschutz, der Ihre hohen Erwartungen erfüllt. Bei einem Schadenfall lassen wir die Reparatur von ausgewählten Garagen ausführen, geben Ihnen darauf eine lebenslange Garantie (gemäss Garantiepass) und stellen sicher, dass Sie während der Reparatur mobil bleiben.

Erfahren Sie mehr bei Ihrem Versicherungsberater,
unter 0800 80 80 80 oder auf www.zurich.ch/helppoint

Weil Sie uns wichtig sind.

 **ZURICH**®

Because change happenz®

Zürich Versicherungs-Gesellschaft AG

Couchepins EU

Der Innenminister erwägt den Beitritt und übersieht das Offensichtliche. Schweizer Kino. Lafontaine. Von Roger Köppel

In dieser Ausgabe berichten wir vom Debakel um das massiv unterstützte Schweizer Prestigefilmprojekt «Sennentuntschi» des Regiewunderknaben Michael Steiner, der nun vor einem Scherbenhaufen steht und möglicherweise den Bankrott anmelden muss. Weil seine Produktionsfirma unsolid wirtschaftete, Geld verpulverte und auf eine anständige Buchhaltung verzichtete, gingen Millionen verloren, Rechnungen blieben unbezahlt, Lieferanten stehen mit abgesägten Hosen da.

Interessant an dem Fall ist, was Kollege Philipp Gut herausfinden konnte: Die Fördergremien des Bundes zahlten willig Subventionen, obschon sie wussten oder wissen mussten, dass der hochgelobte Jungregisseur in finanziellen Fragen alles andere als beschlagen war. Steiner glaubte in eigenen Sphären zu spielen. Als Vorbild diente ihm das legendäre Hollywood-Studio United Artists, das von Charlie Chaplin, Mary Pickford, David W. Griffith und Douglas Fairbanks gegründet worden war. Privat tritt der Filmer angeblich gern in weissen Anzügen mit goldenen Schuhen auf.

Der Fall «Sennentuntschi» illustriert: Weil die Förderinstanzen das Geld anderer Leute verteilen, nehmen sie es mit den Projektprüfungen nicht sonderlich genau. Ein Beteiligter erzählt, man habe die Schwächen Steiners durchaus gesehen, aber dem allseits anerkannten Jungstar aus kleinkarierten buchhalterischen Gründen die erwarteten Subventionen zu verweigern, wäre in der Szene als «Landesverrat» gewertet worden.

Die Episode scheint zu verdeutlichen, was Skeptiker schon lange vermuten: In der engmaschigen Schweizer Kulturszene herrscht ein bewundernswerter Korpsgeist, der Kritik und harte sachliche Auseinandersetzungen nicht verkraftet. In der Regel verhindert das Inzuchtklima gute Kunst, was allerdings im Dossier «Sennentuntschi/Steiner» nicht der Fall sein soll. Alle, die einen Blick auf die abgedrehten Szenen des Films werfen konnten, sind begeistert. Es würde nicht überraschen, wenn nicht doch noch irgendwo ein staatliches Kässeli zum Vorschein käme, in dem die Filmschulden Michael Steiners wundersam verschwinden.

Mittlerweile hat es sich herumgesprochen: Die Schweiz wurde auch schon besser regiert. Aus den zahlreichen Pannen



Falsche staatliche Sicherheitsversprechungen.

und Krisen des letzten Jahres, auf dem Höhepunkt der Libyen-Affäre um Parteikollege Merz zieht der scheidende Innenminister Pascal Couchepin in einem Abschiedsinterview mit der ihm wohlgesinnten *Zürichsee-Zeitung* Bilanz: Die Schweiz, da allein, müsse ernsthaft darüber nachdenken, der EU beizutreten. Der bilaterale Weg habe Grenzen. Mit seinem Votum steht Couchepin quer zur offiziellen Parteilinie, aber er spricht doch aus, was viele FDPler denken, aber nicht zu sagen wagen: Die Schweiz sollte mit Europa fusionieren. Wer im Kleinen scheitert, so die These, muss sich in den Schoss des Grossen flüchten.

Ist es das richtige Rezept? Die Schweiz ist von unten nach oben aufgebaut, die EU von oben nach unten. In der Schweiz stimmen die Bürger über die Gesetze ab. In der EU gestalten nicht gewählte Funktionäre die Gesetze, die von den Ministern der Mitgliedsstaaten angenommen oder verworfen werden. Die EU leidet an chronischer Bürgerferne. In der Schweiz versuchen die Politiker zwar auch nach Kräften, sich das lästige Stimmvolk vom Hals zu schaffen, aber noch sorgt die direkte Demokratie für ausreichend Kontrolle. Staatsaufbau und Staatsauffassung der EU und der Schweiz könnten gegensätzlicher kaum sein.

Wie sehen die Resultate aus? Auch hier: Die Schweiz macht es besser. Die Arbeitslosenzahlen in der EU liegen bei elf, zwölf Prozent. In der Schweiz sind sie nicht halb so hoch. Die Schweizer Wirtschaft ist stabiler, die Staatsverschuldung geringer. Punkto Steuern und Ab-

gaben verlor die Schweiz Terrain, ist aber immer noch komfortabel positioniert. Ihr Arbeitsmarkt ist flexibler und daher kräftiger. Selbst die zwischenzeitlich zu Vorbildern hochgejubelten europäischen Tigerstaaten Österreich und Irland darben in der Krise schwerer. Wenn die EU so viel besser wäre, warum kommen dann jährlich über 20 000 gutqualifizierte Deutsche in die Schweiz? Der frühere Chefökonom der UBS Klaus Wellershoff hält die Schweiz aufgrund der genannten Faktoren bereits für einen «Gewinner» der Rezession.

Couchepin liegt falsch. Die Schweiz braucht keine EU, um die Krise besser zu meistern. Sie braucht nur bessere Bundesräte.

Viel ist geschrieben worden über den routinierten deutschen Charmapolitiker Oskar Lafontaine, der seine windungsreiche Laufbahn am letzten Wochenende unerwartet steil nach oben drückte. An den Landtagswahlen im Saarland wurde seine Linkspartei drittstärkste Kraft. In Sachsen und Thüringen konnten Spitzenpositionen behauptet werden. Was ist von Lafontaine zu halten? Ist er ein gefährlicher «nationaler Sozialist»? Haben wir es mit einem Brandstifter und fremdenfeindlichen Populisten zu tun, wie bürgerliche Kommentatoren schreiben?

Die Deutungen sind nicht falsch, aber sie sind übertrieben. Lafontaine politisiert seit Jahrzehnten am linken Rand. Er trat schon immer für unfinanzierbare Sozialleistungen und eine staatlich stark beaufsichtigte Wirtschaft ein. Mit Ex-Kanzler Schröder zerstritt sich der frühere SPD-Vorsitzende über Steuerfragen und verliess zunächst die Regierung, später verbittert die Partei. Wirtschaftspolitisch lag er schon damals falsch, aber auch nicht falscher als die Leute, die ihn heute beschimpfen.

Ironischerweise wird Lafontaine am heftigsten dort kritisiert, wo er einen Punkt trifft: Als Einziger kritisiert er die unkontrollierte Zuwanderung von Ausländern in den Sozialstaat und erntet Entrüstung, obwohl seine Analysen stimmen. Die aufgeregten Leitmedien nehmen es dem Saarländer zudem übel, dass er Auslandseinsätze der Bundeswehr bekämpft. Auch hier hat der studierte Physiker diskutierbare Argumente.

Nüchtern bleibt festzuhalten: Lafontaine ist keine dämonische Kraft der deutschen Politik, er verkörpert einfach etwas lauter und auffälliger als andere die falschen staatlichen Sicherheitsversprechungen, denen die Deutschen periodisch verfallen möchten. Sollte seine Linkspartei in vier Wochen zum Machtfaktor werden, begibt sich das Land sehenden Auges auf einen Weg sinkenden Wohlstands. Es wäre mit einer verstärkten Abwanderung von qualifizierten Arbeitskräften zu rechnen und einer Verlagerung von Firmensitzen, beispielsweise in die Schweiz.



Autounfall: Edward «Ted» Kennedy. Seite 40



Chance verpasst: Micheline Calmy-Rey. Seite 20



«Batman»: Rodrigo Medellín. Seite 50



Kochwunder: Julie Powell. Seite 46

Aktuell

- 7 Editorial
- 13 Kommentar Verbitterungsstörung
- 14 **Nationales Filmtrauma**
Nach dem Debakel um das Filmprojekt «Sennentuntschi»
kommen neue Ungereimtheiten ans Licht
- 18 Personenkontrolle Matyassy, Zesiger, Merz, Ziegler
- 20 **Diplomatisches Debakel**
Die Libyen-Krise hätte verhindert werden können –
Aussenministerin Calmy-Rey ignorierte alle Ratschläge
- 21 **Das Ende am eigenen Strick**
Fulvio Pelli ist der erste Verlierer der Bundesratswahl
- 22 **Vergiftetes Klima**
Das Kioto-Protokoll ist zum Machtkampf zwischen dem
Westen und den grossen Schwellenländern geworden
- 24 Internationale Beziehungen Obamas ratlose Aussenpolitik
- 25 Wirtschaft Planwirtschaftliche Fehlleistungen
- 26 Essay In guter Gesellschaft
- 27 Unterhaltung Grenzenlose Träume
- 29 Forschung Tiere retten Leben
- 30 Mörgeli Sternstunde des Goldlöffels
- 30 Bodenmann Von Sarkozy lernen
- 31 Medien Versuch am lebenden Objekt
- 31 Wortkontrolle «Öko-Open-Air» im Industrieviertel
- 32 Leserbriefe

Hintergrund

- 34 **Das IV-Syndrom**
Gutachter und Ärzte lassen sich von Profiteuren an der Nase
herumführen – zum Nachteil der echten Invaliden
- 38 **Kampf ums Kleingedruckte**
Um nicht in der Bedeutungslosigkeit zu versinken, stellen
Konsumentenschützer immer absurdere Forderungen
- 40 **Die Brücke von Chappaquiddick**
Ein Autounfall verhinderte Edward Kennedys ganz grosse
Karriere. Bis heute wird gerätselt, was wirklich geschah
- 44 **«Eine erstklassige Quelle»**
Die umstrittenen Verhörmethoden in der Ära Bush haben
Tausenden Menschen das Leben gerettet
- 46 **Ooh... melette!**
Wie es die Lebensgeschichte der leidenschaftlichen Köchin
Julie Powell ins Kino schaffte
- 49 **«Hach, wäre das schön»**
Warum der Satiriker Andreas Thiel nach Island auswanderte
- 50 **«Ihr Biss ist wie ein Mückenstich»**
Fledermäuse gelten als blutrünstig, unheilverheissend und
dämonisch. Zu Unrecht, sagt der Forscher Rodrigo Medellín
- 52 **Der Kaiser von Österreich**
Porträt über Hans Dichand, den Verleger der erfolgreichsten
Zeitung der Welt: der Kronen-Zeitung

Sie denken an
Hingabe.

**Wir auch an
Höchstleistung.**

Location © KKL Luzern www.kkl-luzern.ch

LUCERNE FESTIVAL

Private Banking • Investment Banking • Asset Management

Leidenschaft und Engagement für die klassische Musik – diese Werte verbinden uns als Resident Sponsor mit Lucerne Festival. Gemeinsam fördern wir künstlerische und musikalische Vielfalt. Die Credit Suisse Foundation zeichnet zudem herausragende Leistungen junger Talente aus. Für neue Impulse in der Klassik bedanken wir uns bei Andriy Dragan, dem diesjährigen Preisträger des Prix Credit Suisse Jeunes Solistes. www.credit-suisse.com

Neue Perspektiven. Für Sie.

CREDIT SUISSE 



«Ständig über die Beziehung zu reden, kann furchtbar auf den Geist gehen»: Therapeut Retzer. Seite 54

Interview

54 «Glück wird überbewertet»

Die Institution Ehe ist überfordert, weil wir sie mit zu vielen Erwartungen befrachten. Ein Gespräch mit dem Arzt und Paartherapeuten Arnold Retzer

Stil & Kultur

58 **Stil & Kultur** Nadine Strittmatter

60 **Namen** Julia Saner

61 **MvH** Meine langen Nächte

62 **Im Gespräch** Ida Gut, Modeschöpferin

63 **Luxus** Ladies' Night

64 **Auto** Porsche 996 Cabriolet

65 **Objekte** B&W Premium Sound System im Jaguar XKR

65 **Wein** Puerta Secreta Malbec Reserva 2007

67 **Gang zu den Müttern**

Walter Muschg ist ein grosser Vergessener der Schweizer Germanistik

70 **Jazz** Julian & Roman Wasserfuhr

70 **Film** «John Rabe»

71 **Literatur** Geschichten vom multiplen Leben

71 **Pop** Kutti schlägt Delay

72 **Doppelpass** Anruf beim Training: Folge 40 des Fortsetzungsromans

74 **Hochzeit** Petra und Christoph Wolfensberger

Autoren in dieser Ausgabe

Alex Reichmuth



Als Journalist und Buchautor setzte sich der 41-jährige Basler kritisch mit Konsumentenfragen auseinander. In dieser Ausgabe beschreibt Alex

Reichmuth, wie Konsumentenschützer durch absurde Forderungen die Konsumenten zu unmündigen Zeitgenossen degradieren. Seite 38

Christian Seiler



Zu seiner Heimat Österreich hatte er bereits ein kritisches Verhältnis, als er von 1988 bis 1995 Redaktor bei der *Weltwoche* war. Heute lebt Seiler

wieder in Wien. Sein Porträt über Hans Dichand, den so erfolgreichen wie umstrittenen Verleger des Boulevardblattes *Krone*, lesen Sie auf Seite 52

www.weltwoche.ch

Diskutieren Sie mit!

Sie möchten uns widersprechen oder beipflichten? Mit anderen Lesern diskutieren? Auf unserer Homepage können Sie zu jedem beliebigen Artikel einen Kommentar verfassen. Starten Sie jetzt gleich unter www.weltwoche.ch/inhalt

Dossier: Bundesratswahlen

Sämtliche Artikel, Kommentare, Kandidatenporträts und Videos zur bevorstehenden Ersatzwahl für Bundesrat Pascal Couchepin. Dazu die wichtigsten Hintergrundtexte über die Vorgänge bei Bundesratswahlen seit der Abwahl von Christoph Blocher 2007. www.weltwoche.ch/brwahlen

Platin-Club

Verlosung: Gewinnen Sie 2 von 10 Tickets für «Ballet for Life» von Béjart Ballet Lausanne für den 23. September 2009 im Theater 11 in Zürich
Spezialangebot: 10% Rabatt auf das exklusive Weltwoche-Opern-Abonnement (Opernhaus Zürich)
Spezialangebot: 20% Rabatt auf den Schlafphasenwecker von aXbo. Fr. 287.– statt Fr. 359.–
Spezialangebot: Workshop «Short-stories@Lindner» in den «Lindner Hotels & Alpentherme» Leukerbad
Produkt des Monats: 33% Rabatt auf die Videokamera Panasonic HDC-SD10EG-K, Full-HD Flash Camcorder. Fr. 599.– statt Fr. 901.–
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

VOR IHNEN STEHT DIE ZUKUNFT.

DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.

Diese beeindruckenden Werte garantiert Ihnen schon heute und nicht erst in ferner Zukunft exklusiv der neue Lexus RX 450h:

6,3 l Verbrauch auf 100 km*

A Energieeffizienz-Kategorie

0 Emission im Stop-Go-Verkehr

299 PS (220 kW) Leistung

148 g/km CO₂*



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

DER EINZIGE SEINER KLASSE MIT ECHTER HYBRIDTECHNOLOGIE. TESTEN SIE JETZT DAS ORIGINAL VON LEXUS.

Mit seiner zukunftsweisenden Vollhybridtechnologie setzt der neue RX 450h den Massstab. Er verfügt über Lexus Hybrid Drive, die bahnbrechende Technologie für mehr Leistung und weniger Verbrauch, und ist damit klarer Leader in seinem Segment. Unübertroffen ist auch seine komplette Serienausstattung: Rückfahrkamera, Lederausstattung und ein Premium-Soundsystem mit 9 Lautsprechern und 6-fach-CD-Wechsler sind beispielsweise inklusive. Optional kann der neue RX 450h etwa mit einem Head-up-Display und wegweisendem Pre-Crash-Sicherheitssystem zusätzlich veredelt werden. Testen Sie die weltweit einzige Premium-Gelände-Limousine mit Vollhybridantrieb (ab Fr. 85 600.-)** jetzt bei Ihrem Lexus Partner. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung unter www.lexus.ch

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN.

 **LEXUS**

* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 6,3 l/100 km. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.

** Unverbindlicher Nettopreis.

Der Rundumschutz für Ihr Auto.

Mit messbaren Vorteilen im Schadenfall.

Ogilvy & Mather



Im Rahmen Ihrer individuellen Vertragslösung

- Vorteilhaft: mit Bonus bis 70% und optionalem Bonusschutz
- Unkompliziert: Übernahme des gesamten Schadenmanagements nach einem einzigen Anruf
- Flexibel: Wahl zwischen Reparatur oder Pauschal-/Barauszahlung
- Dauerhaft: 3 Jahre Garantie auf Reparaturen in Partnergaragen

Jetzt Offerte einholen!

Steigen Sie ein, und Sie profitieren rundum – dank kompetenter Betreuung, fairen Preisen und zuverlässiger Leistung im entscheidenden Moment. Ihre Offerte erhalten Sie jetzt bei der Agentur in Ihrer Nähe (www.allianz-suisse.ch/agentur).

Allianz Suisse. Gut beraten von A–Z.

Allianz 
Suisse

Verbitterungsstörung

Von Markus Somm — Die Invalidenversicherung ist bankrott, weil sie Krankheit zu grosszügig definiert. Bevor ihre Schulden mit Steuern abgezahlt werden, muss die IV von Grund auf reformiert werden.



«Grosse Plausibilität»: Yves Rossier und Pascal Couchepin im Vorfeld der 5. IV-Revision 2007.

Anfang Woche erreichte uns eine gute Nachricht aus dem Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV): «Sichtbarer Erfolg der 5. IV-Revision: Erneut deutlicher Rückgang der Neurenten». Tatsächlich haben im ersten Semester 2009 im Vergleich zum Vorjahr weniger Leute eine IV-Rente zugesprochen erhalten. Beim Leser stellte sich der Eindruck ein: Die angeschlagene Invalidenversicherung befindet sich auf dem Weg der Besserung dank einer klugen Politik des zuständigen Bundesrates Pascal Couchepin. «Der Rückgang der Neurenten», schrieben die Presseleute des BSV, «kann inzwischen mit grosser Plausibilität auf die 5. IV-Revision zurückgeführt werden.» Trotzdem sei die «Zusatzfinanzierung» unabdingbar. Über diese – eine Erhöhung der Mehrwertsteuer auf acht Prozent – wird am 27. September abgestimmt. Die unausgesprochene Botschaft der Verwaltung lautet: «Wir geben unser Bestes, aber wir brauchen frisches Geld!»

Wer zufällig ältere Zahlen im Internet nachschlägt, stellt Erstaunliches fest. Der Rückgang der Neurenten hatte schon 2003 eingesetzt, also fast genau zu jenem Zeitpunkt, als die IV zu einem politischen Thema wurde. Zum ersten Mal fiel damals einer breiteren Öffentlichkeit auf, was Experten längst beobachtet hatten: dass die Zahl der IV-Rentner unablässig wuchs. Die Defizite vergrösserten sich.

Die biedere IV war ein Sanierungsfall. Erst jetzt – unter politischem Druck – wurden Ärzte vorsichtiger, wenn es darum ging, ihren Patienten Invalidität zu bescheinigen; erst jetzt verlangten Richter bessere Belege für Krankheiten, die kein Arzt diagnostizieren konnte. Seit 2003 ist die Zahl der Neurenten jedes Jahr zurückgegangen. Die 5. IV-Revision trat aber erst vor anderthalb Jahren in Kraft. Was das BSV als «grosse Plausibilität» bezeichnet, entspringt dem Wunschdenken einer Verwaltung, die unbedingt eine Abstimmung gewinnen will. Die harmlos wirkende Pressemeldung, die in fast allen Zeitungen wiedergegeben wurde, entpuppt sich als Propaganda.

Noch nie so gesund wie heute

Vielleicht bleibt den Presseleuten des BSV nichts anderes übrig. Kaum eine Vorlage, die der Bundesrat dem Souverän präsentiert hat, ist unsinniger. Kein Mensch würde frisches Geld in eine Firma stecken, die laufend Defizite schreibt. Mit der Versicherung, die Mehrwertsteuer nur befristet heraufzusetzen, wollen Bundesrat und Parlament den Stimmbürger zu unsolidem Finanzgebaren verleiten. Das neue Geld dient dazu, die jährlichen Löcher zu stopfen. Schulden baut man keine ab.

Die IV ist bankrott. Jedes Jahr weist sie einen Fehlbetrag von etwa 1,4 Milliarden Franken

aus, und inzwischen hat sie Schulden von 14 Milliarden angehäuft. Jedes Jahr zahlt die IV Beträge von 10 bis 12 Milliarden Franken für Renten, Hilfsmittel oder Wiedereingliederungsmassnahmen aus. Das ist etwa dreimal so viel, wie der Bund in die Bildung investiert. Gab es 1990 rund 164 000 IV-Rentner, waren es im Jahr 2009 fast 300 000.

Warum werden die Menschen immer kränker, wenn doch unser Gesundheitssystem immer besser (und teurer) wird? Wahrscheinlich war die schweizerische Bevölkerung noch nie so gesund wie im Jahr 2009. Dass die IV so viele Rentner versorgen muss, hat nichts mit dem Gesundheitszustand dieser Leute zu tun, sondern mit dem grosszügigen Angebot, das die IV jedem bietet, der sich unwohl fühlt. In der Wissenschaft spricht man von «falschen Anreizen». Zwischen 70 und 90 Prozent seines Einkommens erhält, wer seinen Arzt davon überzeugt, dass er krank ist. Denn die relativ tiefe IV-Rente wird stets mit einer Rente aus der Pensionskasse aufgestockt.

Zwar haben sich die Kontrollen verbessert, trotzdem krankt die IV an einem Widerspruch, der sich schwer auflösen lässt. Nur der Patient weiss, wie schlecht es ihm geht. Kein Arzt sieht in ihn hinein, gleichzeitig wird der Patient umso eher mit einer Rente belohnt, je kränker er sich fühlt. Wer immer aus irgendwelchen Gründen aus dem Gleis geworfen wird – Scheidung, Arbeitslosigkeit, Misserfolg –, den lockt die IV. Offene Ohren finden Leute mit Sorgen beim Psychiater: Bereits erhalten nahezu 40 Prozent aller Rentner eine IV aus psychischen Gründen. Den meisten dieser Leute geht es wohl subjektiv schlecht, es sind keine Betrüger. Faul ist das System, das ihnen scheinbar unter die Arme greift. Wer von Missbrauch spricht, verharmlost; der legale Gebrauch ist das Problem. Ein reales Beispiel: Ein Mann erlebt eine schlimme Scheidung, er kann nicht mehr schlafen, sicher leidet er unter Depressionen. Beobachtet ein Psychiater solche Symptome über ein, zwei Monate, kann er einem solchen Patienten eine IV-Rente verschaffen. Die Psychiatrie kümmert sich nicht um die Ursache des Leidens, sondern beschränkt sich darauf, Symptome zu beschreiben. Entsprechen sie einem Krankheitsbild, ist die IV nah. In Deutschland wird dieses Leiden bereits als «posttraumatische Verbitterungsstörung» bezeichnet, die bald von der WHO sanktioniert werden dürfte.

Es sind solche Widersinnigkeiten, die zuerst behoben werden müssen, bevor man daran geht, mit frischem Geld die Schulden der IV abzubauen. Ohne Defizite fehlt der politische Druck, in der IV etwas zu tun. Denn die Sanierung der IV ist eine undankbare Arbeit, mit der man sich wenig Freunde macht. Deshalb fordern Politiker lieber zuerst Geld, in der Hoffnung, dass die Bürger die Defizite nicht mehr sehen und dann vergessen. ○

Traumschlösser und Millionenschulden

Von Philipp Gut — Abrechnungen für einen Escort-Service, Kokain und Falschaussagen zur Erlangung von Bundesgeldern: Wie Erfolgsregisseur Michael Steiner das Prestige-Filmprojekt «Sennentuntschi» in den Sand setzte. Die Verantwortung will er nicht übernehmen.



Brennende Leidenschaft: «Sennentuntschi»-Hauptdarstellerin Roxane Mesquida.

Es hätte das ganz grosse Filmspektakel werden sollen, ein elektrisierender Mix aus Alpenepos, Mystery-Thriller und gruseligem Erotikstreifen. Ein uralter Sagenstoff mit dem Potenzial für einen internationalen Erfolg, verfilmt vom aufregendsten Schweizer Regisseur der Gegenwart. Michael Steiner, bekannt und berühmt geworden durch die Erfolgsfilme «Mein Name ist Eugen» und «Grounding», machte sich daran, «Sennentuntschi» zu verfilmen, ein Stück aus den düster-faszinierenden Etagen der Schweizer Volksseele. Grandiose Aussenaufnahmen machte man im Schächental, im Bergell und in Tirol. Ende letzten Jahres war der Film im Kasten. Wer Ausschnitte sah, geriet ins Schwärmen, die Rede ist von einem Meisterwerk.

Dann kam, im November 2008, der Schock. Wegen akuter Finanznot von Steiners Firma Kontraproduktion AG standen plötzlich alle

Arbeiten still. Der Film konnte bis heute nicht fertiggestellt werden, Steiners Unternehmen ist insolvent, Rechnungen in Millionenhöhe stehen aus, die Liste der Gläubiger ist lang. Manche von ihnen, vor allem kleinere und mittlere Betriebe, sehen sich in teilweise existenzbedrohende Schwierigkeiten gebracht. Eine Lösung der verfahrenen Situation steht immer noch aus.

Schulden bis zu fünfeinhalb Millionen

Statt den erhofften Erfolg einzuheimen, muss Steiner den Geschädigten nun regelmässig Bulletins des Versagens senden. Sein jüngstes Schreiben mit der etwas gewöhnungsbedürftigen Anrede «Liebe Förderer, liebe Koproduzenten, liebe Gewerkschaft und liebe Anwälte» datiert vom August. «Wir sind sehr enttäuscht über das erneute Scheitern des inzwischen dritten Rettungsversuches des

Filmes «Sennentuntschi», schrieb Steiner. Der acht Seiten lange Brief schliesst mit den Sätzen: «Wir leben nur noch von der Hoffnung, dass ein Lösungswunder eintrifft. Ansonsten tritt die filmische Diaspora der Kontra-Mitglieder ins Ausland ein.»

Da schwingt, unkonventionell formuliert und mit dem Unterton einer leisen Drohung, die Kränkung eines filmischen Wunderkindes mit, das zum endgültigen Höhenflug ansetzte und nun hart gelandet ist. Die Schulden seiner Firma, teilte Steiner den Betroffenen mit, betragen 3,4 Millionen Franken, Zinsen nicht berücksichtigt. Im Konkursfall kämen «summa summarum» noch einmal «ca. 2 Millionen [Franken an] Forderungen hinzu». Das ergäbe ein Schuldentotal von rund fünfeinhalb Millionen Schweizer Franken.

Kenner der Szene rechnen mit raumgreifenden Folgen. Steiner selber spricht von einem

«nationalen Filmtrauma», das «unheilvolle Fäden ins Ausland» ziehen und auch «Schweizer Kreative» treffen könnte, «die nichts mit der Sache zu tun haben». Bereits jetzt ist der Kollateral- und Imageschaden beträchtlich. Manche Filmleute, wie der Zürcher Produzent Andres Brüttsch, rechnen mit «Langzeitschäden für die Branche». Die Geldgeber, vermutet er, würden in Zukunft vorsichtiger. Es werde schwieriger, an Subventionen zu kommen.

Der Traum vom grossen Erfolg

Die Frage stellt sich: Wie konnte es geschehen, dass der gefeierte, hochtalentierete Michael Steiner derart abstürzte? Ausgerechnet er, der gern stolz erzählt, seine Filme spielten «pro Förderfranken am meisten Geld an den Kinokassen ein».

Angefangen hat alles mit einem Traum, vielleicht mit einem unschweizerisch unbescheidenen. Steiner, ein genialer Autodidakt, eine Ausnahmeerscheinung unter den Schweizer Regisseuren, galt vielen als Hoffnungsträger. Ihm traute man zu, dass er den Spagat zwischen Kunst und Kommerz schaffen und hochkarätige Filme drehen könnte, die bei einem breiten Publikum Anklang finden. Weg vom Minderheitenprogramm des drögen Autorenfilms, hin zu Kassenschlagern, die auch ästhetisch überzeugen. Blockbuster, made in Switzerland. Der Lausbubenfilm «Mein Name ist Eugen» und das Swissair-Drama «Grounding» waren ein Versprechen.

Steiners Art des Filmemachens wurde in Bern dankbar und begeistert aufgenommen, sie passte wunderbar ins Konzept von Nicolas Bideau. Der oberste staatliche Filmförderer führte mit «Succès Cinema» eine Form der Subventionsverteilung ein, die populäre und wirtschaftlich erfolgreiche Filme belohnt. Michael Steiner wurde zu Bideaus lieb Kind und zur Symbolfigur der Aufbruchsstimmung im Schweizer Film.

Kreatives Zentrum und künstlerischer Motor der Bewegung sollte Steiners Firma Kontraproduktion werden. «Wir hatten einen Traum», schrieb der Regisseur im zitierten Brief vom August: «Filme aus der Schweiz heraus produzieren, die dem Bildungs- und Fertigungsstandard dieses Landes entsprechen» und «auch auf dem internationalen Markt» bestehen können. «Unser Vorbild war United Artists, und es fühlt sich deswegen besonders absurd an, dass nun «Sennentuntschi» das Schweizer «Heaven's Gate» sein soll.»

Der erwähnte Film, ein Western von Michael Cimino, gilt als einer der grössten Flops in der Geschichte Hollywoods. Der Starregisseur, für das Vietnamkriegs-Epos «The Deer Hunter» mit fünf Oscars ausgezeichnet, erhielt weitgehend freie Hand für sein neues Projekt. Er brachte eine eigene Produzentin mit, überschritt das Budget fulminant und trieb durch den Misserfolg des teuren Streifens die Pro-



Vertrauensüberschuss: Regisseur Steiner.



«Künstler auf hohem Niveau»: Dreharbeiten.



Aufbruchsstimmung: Filmförderer Bideau.

duktionsfirma an den Rand des Ruins. Nach einer angeblichen Geschlechtsumwandlung lebt der einstige Wunder-Regisseur heute in der Umgebung von Los Angeles.

Etwas weniger drastisch, aber nicht ganz unähnlich lief es im Fall «Sennentuntschi». Michael Steiner, dem man wegen seines Flairs für rote Teppiche, Stretchlimousinen und weisse Anzüge nachsagt, er wolle einen Hauch von Hollywood importieren, startete mit Vorschusslorbeeren und – wie sich zeigen sollte – einigem Vertrauensüberschuss in das Produktionsabenteuer. Selber im Aufsichtsgremium der Kontraproduktion sitzend, machte er den Anwalt Dr. Bruno Seemann zum Geschäftsführer und Verwaltungsratspräsidenten. Der eher zwielichtige Seemann, bereits vorgängig in Konkursverfahren verwickelt, erwies sich als doppelte Hypothek: Er hatte weder die Finanzen im Griff, noch verfügte er über ausreichend Erfahrungen als Produzent. Nachdem das Debakel ans Licht gekommen war, trat er Ende 2008 von seinen Funktionen zurück.

In der Buchhaltung herrschte Chaos

In der Buchhaltung der Kontraproduktion AG herrschten chaotische Zustände. Gelder wurden verjubelt und zum Teil zweckentfremdet. Im Jahr 2007 nahm Verwaltungsratspräsident und Geschäftsführer Seemann die Dienste eines Escort-Service in Anspruch – bezahlt hatte er mit einer Firmenkreditkarte, so dass die frivole Buchung in den Abrechnungen der Kontra auftaucht. Insider, die Einblick in die Rechnungslegung hatten, behaupten gar, die AG habe seit zwei Jahren keinen ordentlichen Abschluss mehr vorgelegt. «Eine eigentliche Buchhaltung», bilanziert ein Beteiligter, «gab es bei der Kontra nicht.»

Steiners Firma war somit bereits in einem fragwürdigen Zustand, als sie für das Projekt «Sennentuntschi» öffentliche Fördergelder beim Bundesamt für Kultur (BAK), bei der Zürcher Filmstiftung und dem Schweizer Fernsehen (SF) beanspruchte. Trotzdem sprach das BAK rund 1 Million Franken, die Filmstiftung rund 600 000 Franken und SF 300 000 Franken, insgesamt fast 2 Millionen.

Am Leutschenbach hegte man allerdings, interessant aus heutiger Sicht, schon damals Bedenken. Die SF-Fachleute waren sich einig: «Sennentuntschi» sei ein «tolles Projekt», Steiner ein «grossartiger Regisseur», aber es gebe ein «Problem». Es mangle an einem professionellen Produzenten. Diese Einschätzung, sagt SF-Redaktor Peter Studhalter, habe sich als «absolut richtig erwiesen». Dennoch sprach auch das Fernsehen einen nicht unerheblichen Betrag.

Warum eigentlich, fragt man sich, wenn doch solche Zweifel an der Seriosität des Projekts bestanden? Studhalter, der erst später Verantwortung für das Dossier übernahm, spricht von einem «unglaublichen Druck» in



Verletzte Sorgfaltspflichten: Szene aus «Mein Name ist Eugen».

der Branche. Wer eine Förderung des mit Hoffnungen befrachteten einheimischen Grossprojekts verweigert hätte, wäre schnell einmal als «Landesverräter» verschrien worden.

«Alles im Griff»

Und so nahmen die Dinge, ungehemmt durch kritischen Einspruch, ihren Lauf. Die Schiefelage verschärfte sich beim Drehstart. Es war nicht genügend Geld vorhanden, das Projekt war akut unterfinanziert – was man offenbar grosszügig ignorierte. Regisseur Steiner stellt sich heute auf den Standpunkt, er habe von Geschäftsführer Seemann grünes Licht und die Auskunft erhalten, er habe alles im Griff. Etliche Stimmen, darunter auch solche, die Steiner durchaus nahestehen, zeichnen ein differenzierteres Bild.

«Der junge wilde Stier» (Schauspieler Daniel Rohr über Steiner) habe, von seinen Fähigkeiten überzeugt und von brennender Leidenschaft für sein Projekt getrieben, auf den Drehbeginn gedrängt. «Los, das machen wir! Das Geld kommt dann schon.» Mit dieser Haltung sei man ans Werk gegangen.

Ausschlaggebend für das Desaster dürfte laut Experten und Insidern aber zweifellos die völlig unzureichende und stümperhafte Finanzplanung gewesen sein. «Es gab keine saubere Liquiditätsprüfung», sagt ein beteiligter Anwalt und Sanierer. Die gleiche Einschätzung geht aus einem internen Schreiben von Michael Steiner hervor. Am 19. Dezember 2008, nach Abschluss der Dreharbeiten und dem Abgang von Dr. Bruno Seemann, schrieb Steiner eine E-Mail an «meine lieben Schauspieler und ihre Agenten, meine beste Crew, meine geschätzten Lieferanten und Dienstleister». Ohne das ganze Ausmass der Misere

auf den Tisch zu legen, gestand er ein, «dass wir heute noch gewisse Sachen zu regeln haben, die üblicherweise vor Beginn des Drehs erledigt werden». So sei «leider der Liquiditätsplan etwas unstrukturiert und muss nun optimiert werden» – zu einem Zeitpunkt, wohl gemerkt, als der Film abgedreht und die Zahlungsunfähigkeit der Kontraproduktion bereits Tatsache war. Dies führe, schrieb Steiner beschönigend, «zu der Situation, dass die Zahlungen später als gewollt getätigt werden».

Daraus wurde bis heute nichts, das Entgelt für ihre Leistungen haben die Betroffenen nie erhalten. Stattdessen bat Steiner die Gläubiger um «Geduld» und «Goodwill». Allein bei den Kleinunternehmen, die für Szenenbilder, Requisiten und Studiobauten verantwortlich waren, steht die Kontraproduktion mit rund 235 000 Franken in der Kreide. Am 22. März dieses Jahres informierten die betroffenen Handwerker die Förderinstitutionen (BAK, Zürcher Filmstiftung, SF) über die ausstehenden Forderungen, verbunden mit der Klage, dass sie «mit einer Produktionsfirma kommunizieren müssen, die keine Informationen von sich aus gibt, die uns mit einer unglaublichen Ignoranz vertröstet und seit vier Monaten noch keine substanziellen Informationen geliefert hat».

Manche Kleinunternehmen hätten ganze Jahreslöhne verloren, sagt Karin Vollrath, Geschäftsführerin des Branchenverbandes Schweizer Syndikat Film und Video. Für den einen oder anderen stehe gar die Existenz auf dem Spiel. René Lang beispielsweise, der mit seiner Firma SLS Illusion+Konstruktion GmbH Bauten und Dekors für «Sennentuntschi» lieferte, hat Rechnungen über 110 000 Franken offen. Ähnlich ist es bei anderen Geprellten.



Hochbegabter Exzentriker: Steiner, 2004.

Fehler machte Steiners Produktionsfirma auch in Zusammenhang mit der ausländischen Koproduktion des «Sennentuntschi», was neue Löcher in die leere Kasse riss. Der Film sollte von einer französischen und einer österreichischen Firma mitgetragen werden. Damit wollte sich die Kontraproduktion AG erstens EU-Fördergelder sichern und zweitens den europäischen Markt erobern.

Den Part in Frankreich sollte die Aventura S.A. der Zürcher Produzentin Ruth Waldburger übernehmen. Das Scheitern dieses Ansinnens gab bereits Anlass zu gegenseitigen Schuldzuweisungen. Der *Weltwoche* sagt Michael Steiner: «Waldburger hat es verschербelt.» Ein Vorwurf, den die erfolgreiche Produzentin nicht auf sich sitzen lässt. «In den Verträgen stand stets, dass wir Koproduzent werden, wenn die Finanzierung gesichert ist.» Und dies sei nicht der Fall gewesen.

An der Grenze des Subventionsbetrugs

Wer hat recht? Einen deutlichen Hinweis gibt ein internes Gesprächsprotokoll einer Sitzung im Bundesamt für Kultur. Pikanterweise bringt es ein weiteres Vergehen von Steiner und Seemann ans Licht, das die Grenze des Subventionsbetrugs ritzt. Die Kontraproduktion habe, so heisst es im Protokoll, bei der Einreichung ihres Gesuchs um Unterstützung durch die Eidgenossenschaft «insofern falsche Angaben gemacht, als sie davon ausgingen, dass vom französischen Koproduzenten ein Betrag von 0,9 Millionen kommen sollte. Dieser Betrag kam dann nicht, der Koproduzent ist ausgestiegen, und beide Parteien [...] haben bestätigt, dass der Koproduktionsvertrag so wenig verbindlich gewesen sei, dass Kontraproduktion darauf keine Rechte habe ableiten können.»

Die Vorwürfe an Steiner & Co wiegen schwer, es geht um die Vorspiegelung falscher Tatsachen. Im Protokoll heisst es weiter: «Darin liegt auch die Falschauskunft, welche Kontra gegenüber den Filmförderern gemacht hat, sie hat nämlich gegenüber der Verwaltung suggeriert, der Vertrag mit dem französischen Koproduzenten sei auch durchsetzbar. Das BAK ist der Auffassung, dass die Falschinformation wahrscheinlich nicht reiche, um von Subventionsbetrug auszugehen, es reiche aber klar, die Subvention zurückzufordern.»

Das ist mittlerweile geschehen. Das Bundesamt für Kultur, wiewohl Steiner gegenüber freundlich eingestellt, hat juristisch keine andere Wahl gehabt, als die erschwindelten 950 000 Franken zurückzuverlangen. Die Rückforderung wurde im Juli ausgesprochen, bis Mitte September kann die Kontraproduktion AG rekurrieren (was sie, wie Steiner sagt, auch tun wird).

«Massive Konsequenzen für das BAK»

Die womöglich justiziablen Verfehlungen ziehen Kreise ins Ausland. Mit im Boot sitzt der österreichische Koproduzent, die Superfilm Filmproduktions GmbH von John Lueftner. Er hat rund 400 000 Euro in «Sennentuntschi» investiert, wobei fast der gesamte Betrag – rund 370 000 Euro – von der öffentlichen Hand des Nachbarlandes kommt (Bundes- und Landes-

mittel). Ernüchtert sagt Lueftner: «Ich traute der Kontraproduktion zu, dass sie ein Projekt dieser Grössenordnung abwickeln kann. Das trifft offensichtlich nicht zu.» Das Beste für ihn wäre die Fertigstellung des Films, aber falls dies nicht gelinge, müsse er Regressforderungen stellen: «Ich kann den Betrag nicht einfach abschreiben, für uns ist das existenziell.»

«Schwer nachvollziehbar» ist für den ausländischen Beobachter – und das wäre der bisher letzte Akt des Dramas um «Sennentuntschi» –, wie die Schweizer Parteien das Problem zu lösen versuchen. Verschiedene Rettungsversuche sind gescheitert, der Konkurs werde fast unanständig lange hinausgezögert.

Der Hauptgrund: Die Parteien sind uneins über das Vorgehen. In der Branche zirkuliert die Vermutung, dass gewisse Beteiligte einen Konkurs auch deshalb um jeden Preis verhindern möchten, weil dann sämtliche Ungereimtheiten und Vergehen auf den Tisch kämen. Ein Indiz dafür liefert der zitierte Brief von Michael Steiner. «Ein Versagen [sprich: ein Konkurs] hätte massive Konsequenzen für das BAK», heisst es darin.

In diesen Tagen laufen Verhandlungen über einen neuerlichen Rettungsplan. Er sieht den Verzicht der grössten Gläubiger auf ihre Forderungen vor, darunter die UBS mit 480 000 Franken, die Turnus Film von Hans G. Syz mit 200 000 Franken, der frühere Zürcher «Kino-

könig» This Brunner mit 150 000 Franken und die Schwarzfilm von Philipp Tschäppät (der Bruder des Berner Stadtpräsidenten) mit 100 000 Franken. Gleichzeitig soll der Anwalt und Filmunternehmer Markus Barmettler mit seiner Omega Entertainment Ltd. im grossen Stil neues Geld einschiessen.

Barmettler ist im internationalen Filmbusiness tätig, seine Firma hat Niederlassungen in Los Angeles und Schanghai. Zwei Knacknüsse hätte der Investor, der wie ein weisser Ritter im Schlamassel auftauchte, noch zu lösen. Neben dem Verzicht der Grossgläubiger würde es weitere Fördergelder der öffentlichen Hand brauchen – was allerdings eher schwierig werden dürfte. Die drei grossen öffentlichen Filmförderer des Landes, das Bundesamt für Kultur, die Zürcher Filmstiftung und das Schweizer Fernsehen, arbeiten mit ganz unterschiedlichen Vorstellungen und Konzepten. In dem nun schon acht Monate andauernden Trauerspiel um die Nachbearbeitung des Kontraproduktion-Crashes haben sie nie am selben Strick gezogen.

Die Zürcher Filmstiftung und SF favorisierten von Anfang an eine Lösung, die auf eine Fertigstellung des «Sennentuntschi» abzielt, ohne Steiners insolvente Firma zu retten. Für Peter Studhalter vom Fernsehen und Andres Brütsch von der Zürcher Filmstiftung ist klar: Fördergelder für die Rettung eines Unterneh-

DER WAHRE EIDGENUSS



Cremig. Mild. Mampfig.

Gepflegt mit Wein.

Die Höhlengereiften.

Alpenkräuter-Genuss.



www.emmi-eidgenuss.ch

Mit den vier veredelten Käsespezialitäten von Emmi erleben Sie den wahren Eidgenuss. Lassen Sie sich von den individuellen Geschmackserlebnissen kulinarisch verführen. Jetzt mit Wettbewerb auf jeder Packung!

**WIN: 3 ALPENFLÜGE
UND 12 000 EXKLUSIVE
«EIDGENUSS»-WEINE**

SCHULER
SEIT 1860

Teilnahmebedingungen unter www.emmi-eidgenuss.ch und auf jeder Packung. Kein Kaufzwang.



Steiners Vorbild: Erfolgs-Regisseur und Bankrotteur Michael Cimino.

mens zu sprechen, würde das Reglement verletzen. Weniger eindeutig verhielt sich das Bundesamt für Kultur. Es schwankte zwischen den verschiedenen Vorschlägen hin und her.

Die Förderer schieben sich die Schuld zu

Wie verzweifelt die Lage ist und vor allem: wie zerstritten die staatlichen Filmförderer sind, zeigte sich Ende Juni. In einer gemeinsamen Stellungnahme schrieben SF/SRG und die Zürcher Filmstiftung an das BAK, sie stellten «zu ihrem grossen Bedauern fest, dass es nicht gelungen ist, das Projekt «Sennentuntschi» gemeinsam mit allen Partnern einvernehmlich, rasch und ausserhalb eines Konkursverfahrens gegen die Kontraproduktion AG fertig zu stellen. Die intensiven Verhandlungen der letzten fünf Monate sind an der Verschleppungstaktik und am Widerstand der Sektion Film des Bundesamtes für Kultur gescheitert.»

Das BAK wollte mit dem Hinweis auf laufende juristische Verfahren keine Stellung nehmen.

So oder so stellt das Hickhack der Filmförderung kein besonders gutes Zeugnis aus. Die wenig erbauliche Krisenbewältigung lässt gar die Frage aufkommen, ob die Förderer, allen voran das Bundesamt für Kultur, in der Behandlung der Gesuche nicht ihre Sorgfaltspflichten verletzt haben. Bei der Vergabe von Fördergeldern scheint es an wirksamen Kontrollen zu fehlen. Dabei hätte man eigentlich vorgewarnt sein müssen: Schon beim letzten Projekt von Michael Steiner, «Mein Name ist Eugen», fehlte Geld, am Ende musste fast eine Million Franken nachgeschossen werden.

Und Steiner? In einem zweistündigen Telefongespräch betonte er mehrfach: «Ich lehne alle Verantwortung ab.» Schuld sind aus seiner Sicht die andern – in Anbetracht der Faktenlage eine eher fadenscheinige Ausflucht. Mit

seinem ehemaligen Geschäftspartner Seemann hatte Steiner gemäss Handelsregistereintrag eine «Kollektivunterschrift zu zweien», als Vizepräsident war er an allen wichtigen Entscheidungen beteiligt. Auch privat, hört man aus seinem Umfeld, herrscht in finanziellen Dingen grosse Unordnung.

Hinzu kommt ein Tabuthema, das zwar alle ansprechen, über das aber niemand zu schreiben wagt. Von Zürich bis Locarno gelte es als «sehr offenes Geheimnis», dass Steiner Kokain in hohen Dosen konsumiere, auch um teilweise nächtelang durcharbeiten zu können. Glanz und Elend des Regietalents liegen eng beieinander. Bekannte beschreiben ihn als begeisterungsfähig, leidenschaftlich, fleissig, ehrgeizig, kreativ, als brillanten Ideengenerator mit ansteckendem Optimismus. Diese Eigenschaften hätten ihn nun auch ins Verderben geführt. Er warf sich auf das «Sennentuntschi», voller Passion und in der hochgeputzten Überzeugung, dass ihm, dem gefeierten Erneuerer des Schweizer Films, alles gelinge.

«Er spielt auf hohem Niveau den Künstler», sagt eine enge Vertraute Steiners. Die Crew habe ihm aus der Hand gefressen, «alle schauten zu ihm auf, niemand wies ihn in die Schranken». Man sieht ihn oft, ob es zum Anlass passt oder nicht, in weissem Anzug und goldenen Schuhen, ein hochbegabter Exzentriker mit einem Hang zum Realitätsverlust.

Umso mehr hätte er Förderer und Produzenten gebraucht, die ihm peinlich genau auf die Finger schauen. In Hollywood hat man aus dem Fall Cimino längst die Lehren gezogen. Selbst ein Starregisseur wie Martin Scorsese kann heutzutage keinen Film mehr drehen, ohne dass ihm ein mächtiger Produzent als Zuchtmeister ständig zur Seite steht und ihn kontrolliert. ○

Personenkontrolle

Matyassy, Zesiger, Merz, Ziegler

Als treuer Parteioffizier verteidigte Botschafter **Johannes Matyassy**, Präsident der FDP des Kantons Bern, nicht nur die schreckliche Soloaktion von Bundespräsident Hans-Rudolf Merz (FDP) in Libyen. An einer öffentlichen Veranstaltung in Bern klopfte der leicht geltungssüchtige Matyassy sich gleich selbst auf die Schultern: Seine aus Steuergeldern finanzierte PR-Agentur «Präsenz Schweiz» habe bei den Vorbereitungen des Merz-Manövers präsent und aktiv mitgewirkt. Pikant ist, dass «Präsenz Schweiz» zum Departement von Micheline Calmy-Rey (SP) gehört, die den Tripolis-Trip als Katastrophe einstuft. (upe)

Der scheidende Referent für Sport im VBS, der Berner BDP-Politiker **Rudolf Zesiger**, der den Risikojob eines Geschäftsführers bei den SCL Tigers in Langnau übernimmt, hinterlässt offenbar nur eine kleine Lücke. Der ehemalige Lehrer und SVP-Präsident wurde vom früheren Departementschef Adolf Ogi in einem Bundesbüro versorgt und von Samuel Schmid kurz vor dessen Ende ohne Evaluation zum Top-Kadermann für Sportfragen befördert. Nach Zesigers Kündigung erklärt Matthias Remund, zuständiger Direktor des Bundesamtes für Sport, dass dessen Stelle wohl nicht mehr besetzt werde. (upe)

Besonderen Respekt hat Bundespräsident **Hans-Rudolf Merz** bei seinem Libyen-Besuch nicht erfahren. Erst wurde er zu einer Entschuldigung genötigt und dann bis zum Gesichtverlust an der Nase herumgeführt. Ein weiteres Beispiel für die libysche Ehrerweisung gegenüber unserem Bundespräsidenten lieferte die staatliche Zeitung *Al Fajr al Jadeed*, als sie am vergangenen Montag über das Abkommen mit der «Swiss Union» und deren «Präsidenten Hanz Rodlif Merz» berichtete. Wobei sich die Libyer vielleicht auch nur für unsere verschiedenen Schreibweisen ihres Revolutionsführers al-Quadhafi respektive Gaddafi revanchieren wollten. (aku)

Zum gefragten Mann wurde dank der Libyen-Affäre wieder einmal **Jean Ziegler**, Soziologe, SP-Politiker und intimer Kenner verschiedenster Diktatoren. Der Querdenker mutierte im zurückerlangten Rampenlicht allerdings zusehends zum Querschläger, der mit furiosen Verschwörungstheorien über liebgewonnene alte Feindbilder um sich wirft. Auf die Frage des *Migros-Magazins*, ob die Verhaftung von Gaddafis Sohn tatsächlich eine Panne gewesen sei, antwortete Ziegler, es ernst meinend: «Ja, die Genfer Polizei ist vom israelischen Geheimdienst manipuliert worden.» (aku)

Die günstige Krankenversicherung ohne Extras.



Jetzt zugreifen und Geld sparen: www.sanitas.com

Wir reduzieren den administrativen Aufwand, und Sie kontaktieren vor jedem Arztbesuch unsere medizinische Hotline. Das Resultat: voller Versicherungsschutz zum Tiefpreis.

Wechseln Sie jetzt einfach und schnell zu Compact One. ☎ 0844 55 00 50

sanitas

erstklassig versichert

Diplomatisches Debakel

Von Alex Baur — Die Schweizer Diplomatie hätte die Libyen-Krise verhindern können. Aussenministerin Calmy-Rey aber ignorierte alle Ratschläge und ritt Bundespräsident Merz ins Fiasko.



Politik der Obstruktion: Bundesrätin Calmy-Rey.

Als die Genfer Polizei am 15. Juli 2008 Hannibal Gaddafi, den Sohn des libyschen Despoten, wegen angeblicher Übergriffe auf zwei Bedienstete in Handschellen abführte und zwei Nächte einkerkerte, herrschte noch überwiegende Zustimmung im Land. «Unser Recht gilt für alle», verkündete die Genfer Regierung. Untersuchungsrichter Michel-Alexandre Graber wurde von fast allen Kommentatoren gelobt. Ein Jahr später ist von diesem trotzigen «Bei uns sind alle gleich» nichts mehr zu spüren. Das Verfahren ist eingestellt, das Ehepaar Gaddafi hat, sofern wir tatsächlich in einem Rechtsstaat leben, als unschuldig zu gelten.

Im Rückblick erscheint die Verhaftungsaktion unverhältnismässig und in der Sache völlig überflüssig. Wie die Akten zeigen, hatten die Strafverfolger lausig und einseitig ermittelt (*Weltwoche* Nr. 35/09). Dabei waren sie vom Aussendepartement (EDA) vorgewarnt gewesen. Doch die Diplomaten von Aussenministerin Micheline Calmy-Rey glaubten, ihre Pflicht sei damit erledigt. Dabei hätten sie mit einer direkten Intervention in Genf, Föderalismus und Gewaltentrennung hin oder her, die leidige Geschichte wohl von Anfang an beenden können.

Als die Gaddafis die Schweiz nach der Bezahlung von 500 000 Franken Kaution wü-

tend verliessen, kündigte Hannibals Schwester Aischa Vergeltung an: «Auge um Auge, Zahn um Zahn – hier geht es nur um Rassismus und Hass gegen Araber.» Natürlich ist es lächerlich, wenn der libysche Despotenclan der Schweiz eine Lektion in Menschenrechten erteilen will. Doch darum ging es nie. Ein Diktator kennt letztlich nur eine Maxime: Dem Erhalt seiner Macht hat sich alles andere unterzuordnen. Wer diesem Ziel im Wege steht, muss entweder beseitigt oder nachhaltig gedemütigt werden.

Bauernschlaue Offensive

Calmy-Rey hatte 48 Stunden Zeit, um eine Entschuldigung für die übertriebene Verhaftungsaktion zu deponieren. Doch sie liess die Chance ungenutzt verstreichen. Zwei Tage nach der Ausreise von Gaddafi junior schritt der Diktator zur Vergeltung: Schweizer wurden willkürlich verhaftet, Firmen geschlossen, Angehörige des Anzeigerstatters verschwanden. Indem er begangenes Unrecht durch ungleich grösseres Unrecht vergalt, verbaute Gaddafi mutwillig den Weg zu einem gerechten Ausgleich. Nun beging die Bundesrätin ihren nächsten Fehler: Entgegen den Ratschlägen erfahrener Diplomaten setzte sie auf direkte Verhandlungen, bei denen die Schweiz nur verlieren konnte.

Nach der Blitzreise einer Delegation nach Tripolis schien sich die Lage Ende Juli zwar zu entspannen. Die verhafteten Schweizer kamen provisorisch frei. Am 15. August wurde eine friedliche Beilegung des Konfliktes schriftlich vereinbart. Eine «unabhängige Ad-hoc-Kommission» mit Vertretern beider Länder sollte die Vorfälle in Genf untersuchen. Die beiden Bediensteten zogen ihre Anzeige darauf zurück, das Verfahren in Genf wurde eingestellt. Damit war für Hannibal auch die Gefahr eines internationalen Haftbefehls gebannt. Auf diesen letzten Trumpf verzichtete die Schweiz leichtfertig, um guten Willen zu zeigen.

Die Arbeit der Ad-hoc-Kommission stand von Anfang an unter einem schlechten Stern. Aus den Protokollen, die der *Weltwoche* vorliegen, geht klar hervor, dass es den libyschen Gesandten nicht um Wahrheitssuche ging, sondern um eine Verurteilung der Polizisten. Die Gesandten des EDA erkannten dies offenbar und begannen mit ihrer Politik der Obstruktion. Der Kanton Genf untersagte seinen Polizisten anfänglich jede Aussage vor der Kommission. Während sich die Gesandten um das Prozedere zankten, erhöhte Gaddafi den Druck mit wilden Drohungen und einem faktischen Embargo gegen die Schweiz. Als die Kommission im Januar 2009 ihre Arbeit beendete, lagen zwei Schlussberichte vor: ein schweizerischer und ein libyscher.

Statt zur erhofften Lösung hatte die letztlich nutzlose Wahrheitssuche zu einer Verschärfung der Krise geführt. Calmy-Rey traf sich darauf in Davos mit Gaddafis Sohn Saif al-Islam und handelte mit ihm einen Vertrag aus, der eine halbherzige Entschuldigung der Schweiz vorsah. Zudem sollte das Genfer Polizeikorps durch Kurse für den korrekten Umgang mit Diplomaten geschult werden. Doch der Vertrag mit dem als «prowestlich» bekannten Gaddafi-Sprössling erwies sich als Rohrkrepierer. Denn Saif al-Islam hatte gar kein Mandat von seinem Vater; Calmy-Reys bauernschlaue Offensive sorgte in Libyen lediglich für Verstimmung.

Im letzten April ging Daniel von Muralt, der Schweizer Botschafter in Tripolis, frühzeitig in Pension. Wie aus dem EDA zu erfahren war, hatte sich der Spitzendiplomat, der sein halbes Leben im arabischen Raum verbracht hatte, mit seiner obersten Chefin zerstritten. Von Muralt versuchte seit Monaten, Calmy-Rey davon zu überzeugen, einen Vermittler einzuschalten und das Dossier dem Bundespräsidenten abzutreten. Erfolglos. Im Mai unternahm Calmy-Rey, ohne den Bundesrat vorgängig zu informieren, eine zweitägige «humanitäre Reise» nach Tripolis. Die Mission scheiterte erneut. Erst jetzt und spürbar entnervt übergab Calmy-Rey das Dossier ihrem Kollegen Merz, der für das Debakel die alleinige Verantwortung übernahm. ○

Das Ende am eigenen Strick

Von Urs Paul Engeler — Die freisinnige Fraktion hat Fulvio Pelli, den Präsidenten der Partei, desavouiert. Nun will sie mit dem ersten Verlierer der Bundesratskür Wahlen gewinnen.



Von links nach rechts und über die Mitte zurück: Nationalrat Pelli.

Die Geschichten des Fulvio Pelli, «zartbesaitetes Herrensöhnchen» (*Sonntagsblick*) aus einem Luganeser Polit- und Wirtschaftsclan, wiederholen sich. Mit ausgefuchsten Schachzügen bringt der Ehrgeizige sich in aussichtsreiche Positionen. In der Entscheidung erntet er Gegenwind und schroffe Absagen. Die Partei gibt ihm Arbeitsjobs, doch den Zugang zur Macht, den er so lange und so sehnlich gesucht hat, den verwehrt sie ihm, diesmal endgültig. Pelli muss seinen Marathon, der im Bundesrat hätte enden sollen, abbrechen.

Als erstes Traktandum, noch vor der Nominierung ihrer Anwärter auf die Nachfolge von Bundesrat Pascal Couchepin, behandelten die National- und Ständeräte der FDP am Freitagabend die Bittschrift der Tessiner FDP, die mit dem eindringlichen Begehren vorstellig geworden war, die Bundeshausfraktion müsse den verdienten Parteipräsidenten ebenfalls in den Rang eines offiziellen Kandidaten erheben. Die Anfrage wurde zum Plebiszit gegen Pelli, der seit vier Jahren die FDP führt. Zwei, drei Deutschschweizer Nationalräte unterstützten die Petition aus dem Süden und lobten das Durchsetzungsvermögen des Semi- oder Reservekandidaten. Der Rest schwieg und fällte das Urteil geheim: Lediglich 13 der 38 anwesenden Abgeordneten votierten für ihren Leader; die restlichen zwei Drittel (25 an

der genauen Zahl) entzogen ihm das Vertrauen, bevor die Auswahl der offiziellen Bundesratsaspiranten begonnen hatte.

Damit war Pelli etwa gleich weit wie im Jahr 2003, als er, damals immerhin Fraktionschef der FDP, den Sitz von Kaspar Villiger besetzen wollte. Der Politprofi konnte die Aargauerin Christine Egerszegi-Obrist noch hinter sich lassen, das restliche Feld, angeführt von Christine Beerli und Hans-Rudolf Merz, zog an ihm vorbei. Es war eine erste knallende Ohrfeige. Knapp zwei Jahre später machten die Freisinnigen den Gedeemütigten merkwürdigerweise zu ihrem ersten Repräsentanten. Mit Pelli rutschten die arroganten Staatsgründer, die sich selbst als Exponenten der «intelligenten» und «offenen» Schweiz priesen, auf ihr historisches Tief: 15,8 Prozent Wähleranteil.

Politisieren auf eigene Rechnung

Es war in dieser Ära nie klar auszumachen, wieweit der elitäre Tessiner, der fast jedes Visavis seine Überlegenheit spüren lässt, für die Partei und wie sehr er auf eigene Rechnung politisierte. Im Winter 2006/2007 liess er seine einzige ernsthafte Gegenspielerin aus dem Tessin, Finanzdirektorin Marina Masoni, aus ihrem Amt entfernen. Ausführender Gehilfe war bereits damals der Tessiner Parteipräsident Giovanni Merlini, der jetzt auch die indirekte

Bewerbung Pellis um einen Platz auf dem freisinnigen Bundesrats-Ticket zu arrangieren hatte. Merlini und Pelli stilisierten ein Personalgerangel in der Steuerverwaltung und eine umstrittene, aber legale Familienstiftung der (ebenfalls) mächtigen Masoni-Familie zu Staatsaffären hoch. Als die von der SP, der CVP und dem Pelli-Freisinn täglich Angeschossene sich zu wehren wagte, drohte Pelli gar, notfalls werde die schweizerische Partei den Rücktritt der zähen Masoni zu erzwingen wissen.

Ende eines langen Marsches

Der Posten der früheren Strahlefrau wurde schliesslich Laura Sadis zugehalten, die aus einer mit den Pellis kooperierenden Familie stammt und als Nationalrätin in Berner Gremien den zweifelhaften Ruf einer «Wanze Pellis» genoss. Pelli hatte sich zwar der verhassten Konkurrentin Masoni entledigt, sich aber noch mehr Ressentiments eingehandelt. Während die offizielle Tessiner FDP die indirekte Kandidatur vorbereitete, versorgten Pellis Widersacher aus dem südlichen Kantons- teil Medien und Ratsherren ebenso emsig mit kritischen Kommentaren und Informationen zur schwer fassbaren Person. Die grosse Tessiner Verbitterung über die Nichtnominierung ihres Anwärters, der offiziell ja gar keiner sein wollte, ist im Wesentlichen der Groll einiger Sippschaften, die jahrelang auf dieses Ziel hingewerkelt haben. In andern Häusern dürfte gefeiert worden sein.

Das jähe Ende eines langen Marsches ist zum einen die persönliche Tragik eines Taktikers, der sein Bundesratsspiel zu raffiniert eingefädelt hat. Das gescheiterte Pelli-Prinzip bestand aus den drei Elementen: politische Rechenschieberei, flinke Rollen- und Positionswechsel von links nach rechts und über die Mitte zurück sowie indirekte, über Dritte laufende Aktionen. Der Mann mit der undurchschaubaren Minimalmimik hinter dem Dreitagebart wurde so zum gefürchteten Meister des Kalküls, aber nie beliebt, nie populär, im Gegenteil. Die Angst, die er da und dort erzeugen konnte, verwechselte er mit Achtung. Je breiter er sich in den letzten Monaten politisch abzustützen versuchte, umso mehr entfremdete er sich von allen möglichen Verbündeten. Statt solider Akzeptanz erntete er von links und rechts – und schliesslich von den eigenen Leuten – nur Zurückweisung.

Gravierender als das Ende eines talentierten Politikers ist das Problem, das die Freisinnigen sich mit ihrem Votum eingebrockt haben. Die un stabile Partei zieht nun mit einem Präsidenten, den sie selbst zum ersten grossen Verlierer der Bundesratswahl gemacht, ja regelrecht desavouiert hat, in die nächsten nationalen Wahlen. *Buona fortuna!*

Im Internet

Dossier auf www.weltwoche.ch/bundesratswahlen

Vergiftetes Klima

Bald wird in Kopenhagen über den nächsten globalen Klimavertrag entschieden. Was einst als Klimaschutz begann, ist längst zum Machtkampf zwischen dem Westen und den grossen Schwellenländern geworden. *Von Benny Peiser*



Nationale Interessen: Parade auf dem Roten Platz in Moskau.

Weil das Kioto-Protokoll 2012 ausläuft, wird sich im Dezember die internationale Staatengemeinschaft in Kopenhagen treffen, um über ein neues Klimaabkommen zu entscheiden. Doch die Chancen für ein rechtlich verbindliches Übereinkommen stehen schlecht. Zu gewaltig sind die Interessenkonflikte zwischen westlichen Industriestaaten auf der einen und den aufsteigenden Wirtschaftsriesen Asiens auf der anderen Seite. Zu rechtlich verbindlichen Verpflichtungen oder gar konkreten Emissionsgrenzwerten wird es in Kopenhagen deshalb kaum kommen. Denn weder Indien noch China können sich ein Einlenken in dieser Frage erlauben. Die alleinige Priorität beider Staaten ist und bleibt die Schaffung von Wohlstand und Arbeitsplätzen für mehr als eine Milliarde Menschen, die am Rande der Armutsgrenze leben.

Natürlich wird es im Dezember dennoch zu einer gemeinsamen Erklärung der Staatenge-

meinschaft kommen – so wie auch vor wenigen Wochen beim G-8-Gipfel in L’Aquila. Vermutlich wird man sich einmal mehr auf schöne Worte und das Versprechen einigen, den Anstieg der globalen Temperaturen auf moderate zwei Grad Celsius zu beschränken. Und wie stets bei Klimakonferenzen dieser Art dürfte auch die Kopenhagener Abschlusserklärung als historischer Durchbruch im Kampf um die Rettung des Planeten gefeiert werden.

Russlands Rückzieher, Chinas Poker

Diese politischen Versprechen sind meist das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt werden. Die russische Regierung hat das gerade vereinbarte G-8-Klimaziel einer Reduzierung der Treibhausgase um achtzig Prozent bis 2050 für «inakzeptabel» erklärt. Der Wirtschaftsberater des russischen Präsidenten erklärte unumwunden, Russland sei nicht bereit, das angestrebte Wirtschaftswachstum dem

Ziel der CO₂-Reduzierung zu opfern. Der provokative russische Rückzieher macht nicht nur Makulatur aus der G-8-Erklärung. Er signalisiert auch, dass G-8-Verlautbarungen rechtlich gesehen gegenstandslos sind und daher kaum ernst genommen werden können. In Wirklichkeit denkt Moskau gar nicht daran, die Emissionen zu senken. Im Gegenteil: Der russische Präsident hatte Mitte Juni bekanntgegeben, dass Russland bis 2020 den Ausstoss von Kohlendioxid um dreissig Prozent erhöhen werde.

Auch China und Indien schliessen eine verbindliche Reduktion ihrer Emissionen kategorisch aus. Selbst eine von der EU und der US-Regierung geforderte relative Reduzierung, also eine Verlangsamung des Emissionsanstieges, darf mangels technologischer Alternativen zu fossilen Brennstoffen bis auf weiteres als ausgeschlossen gelten. Zwar verabschiedete das chinesische Parlament Ende August eine betont grün getünchte Erklärung, die das Land zur Kontrolle von CO₂-Emissionen und zur Förderung der Energieeffizienz aufrief. Konkrete Reduktionsziele werden in dem Text freilich nicht erwähnt. Allerdings zementiert die Resolution Chinas zentrale Verhandlungsposition, wonach die Hauptverantwortung für die Eindämmung globaler CO₂-Emissionen bei den reichen Ländern liege.

Ebenso unverbindlich wirken Diskussionen zwischen chinesischen Think-Tanks über einen etwaigen Höchststand des chinesischen CO₂-Ausstosses zwischen 2030 und 2050. Die gezielt lancierten Berichte wurden zwar von westlichen Medien euphorisch begrüsst. Beobachter der internationalen Klimapolitik kommen jedoch nicht darum herum, derart unverbindliche Gedankenspiele als Teil einer gezielten Öffentlichkeitsarbeit der chinesischen Regierung zu bewerten.

Der China-Korrespondent des Londoner *Daily Telegraph* warnt deshalb vor naivem Wunschdenken. Die chinesischen Überlegungen über CO₂-Höchstwerte klingen alle sehr schön. Aber der Westen wäre gut beraten, auf die konkreten Ergebnisse der Uno-Klimakonferenz im Dezember zu warten, bevor man sich in den Glauben an ein neues, grünes China versteige. In der Realität kosten solche Äusserungen nichts. Beim Klimapoker auf dem Parkett der internationalen Diplomatie bleibe die Regierung unverändert hart.

Unterdessen haben Indien und China bei einem offiziellen Klimagipfel Ende August die Konvergenz der Positionen der beiden Länder

untermauert und sich auf eine gemeinsame Verhandlungsstrategie verständigt. Die chinesische Regierung hat zudem Indien versichert, kein bilaterales Klimaabkommen mit den USA einzugehen. Dessen ungeachtet fordern die Industriestaaten hartnäckig, dass sich China und Indien im neuen Protokoll dazu verpflichten, das Wachstum ihres CO₂-Ausstosses zu verlangsamen. Dazu sind die beiden Länder aber gar nicht in der Lage. Infolge des anhaltenden Wirtschaftsbooms steigt der Ausstoss von Kohlendioxid in Indien und China ungebremst. Selbst wenn es zu signifikanten Effizienzsteigerungen und einer breiten Einführung klimafreundlicher Energietechnologien käme, dürfte sich Chinas CO₂-Ausstoss in den kommenden drei Jahrzehnten nahezu verdoppeln. Denn Chinas CO₂-Emissionen steigen um etwa acht Prozent pro Jahr. Selbst wenn es dem Riesen irgendwie gelingen sollte, diese Wachstumsrate zu halbieren, wäre Chinas Kohlendioxid-Ausstoss im Jahre 2050 immer noch höher als die Menge der globalen Emissionen im Jahr 2009.

Zu dem technologischen Problem gesellt sich noch ein wirtschaftliches: Bis 2050 wird die Bevölkerung Chinas und Indiens auf über drei Milliarden Menschen wachsen. Sofern das Wirtschaftswachstum der beiden Staaten nicht unerwartet einbricht, wird im Jahre 2050 die Mehrheit der Chinesen und Inder in Wohnungen mit Kühlschrank, Klimaanlage und Computer leben. Alleine dies macht jegliche Hoffnung auf eine mittelfristige Reduktion der globalen CO₂-Emissionen zunichte.

Eines wird immer klarer: Die Auseinandersetzung um den Klimawandel und wie man am besten damit umgeht, wird schon lange nicht mehr auf der Basis wissenschaftlicher Argumente entschieden. Regierungen treffen ihre Entscheidungen nach Massgabe nationaler Interessen – also aufgrund knallharter wirtschaftlicher und politischer Erwägungen. Was Umweltschutz sein sollte, ist längst zu einer diplomatischen Schlacht um die weltweite Verteilung von Wohlstand und wirtschaftlicher Macht verkommen.

Die Klimapolitik spaltet die EU

Die EU sieht sich nach wie vor als Vorreiterin des Klimaschutzes. Die Europäische Kommission hat im Januar Vorschläge für das Nachfolgeabkommen des Kioto-Protokolls vorgelegt. Der EU-Vorschlag sieht vor, bis 2020 weltweit etwa 175 Milliarden Euro an Finanzhilfen bereitzustellen. Mehr als die Hälfte dieser Summe soll an Entwicklungs- und Schwellenländer, darunter auch China und Indien, gehen. Im Gegenzug müssten sich diese Länder – mit Ausnahme der ärmsten Länder Afrikas – verpflichten, bis 2020 den Anstieg ihrer Emissionen um fünfzehn bis dreissig Prozent unter die Werte zu reduzieren, die sie erreichen würden, wenn sie keine Reduzierung vornähmen.

Doch seit Monaten blockieren vor allem die ärmeren osteuropäischen Mitgliedsstaaten die EU-Strategie, da sie zusätzliche Belastungen befürchten. Sie sehen sich selbst als die Entwicklungsländer Europas und verlangen, dass die den Entwicklungs- und Schwellenländern versprochenen Klimamilliarden vorwiegend von den wohlhabenden westeuropäischen Staaten bezahlt werden sollen. Das wiederum stösst auf erheblichen Widerstand von Seiten westeuropäischer Regierungen, die sich einen umfassenden Wohlstandstransfer an die asiatische Konkurrenz im Prinzip weder wirtschaftlich noch politisch leisten können.

Die EU steckt in einer politischen Zwickmühle. Auch der jüngste Kompromissvorschlag der G-8-Staaten ändert daran wenig. Dieser sieht vor, dass die Industrieländer ihre Treibhausgas-Emissionen bis zum Jahr 2050 um achtzig Prozent reduzieren, während keine absoluten CO₂-Reduktions-Ziele für Entwicklungsländer vorgesehen sind. Allerdings verlangen sie, dass sich die Schwellenländer zu rechtlich verbindlichen Klimazielen verpflichten. Die müssten nicht nur quantifizierbar, sondern auch internationalen Kontrollen unterworfen sein und dazu beitragen, die globalen CO₂-Emissionen angemessen zu reduzieren.

Grüner Handelskrieg?

Im Gegenzug haben Indien, China und 36 weitere Entwicklungsländer ihre Forderungen vorgelegt; sie verlangen, dass die Industriestaaten – unter Anwendung des Grundsatzes ihrer historischen Verantwortung für Treibhausgas-Emissionen zwischen 1850 und 2005 – ihre Emissionen bis 2020 um mindestens vierzig Prozent unter das Niveau von 1990 senken. Als Preis ihrer Unterschrift unter ein globales Klimaabkommen fordern sie zudem westliche Finanzhilfe und Technologietransfers in Höhe von 100 bis 200 Milliarden Dollar – im Jahr, jedes Jahr, auf Jahrzehnte.

Angesichts verhärteter Fronten und unhaltbarer Forderungen wachsen die Befürchtungen, dass der Westen zu Einfuhrbeschränkungen für Produkte aus China und Indien, also zu einem «grünen Handelskrieg», bereit sein könnte. China und Indien sollen so gezwungen werden, in der Klimafrage einzulenken und die Emissionen ihrer Industrien zu senken. Entsprechende Überlegungen werden derzeit in Brüssel und Washington diskutiert.

Mitte des Jahres bekräftigte der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy seinen Vorschlag, Produkte aus Ländern, die ein globales Klimaabkommen nicht unterzeichnen, mit Strafzöllen zu belegen. Doch ein grüner Handelskrieg könnte schnell eskalieren und dem gesamten Welthandel schweren Schaden zufügen. Eine solche Entwicklung würde die Befürchtung armer Staaten bestätigen, dass eine radikale Umweltpolitik der EU und der jetzigen US-Administration letztlich doch als

strategische Waffe eines grünen Protektionismus eingesetzt wird, um die wachsende Konkurrenz aufsteigender Schwellen- und Entwicklungsländer in Schach zu halten.

Tsunami weltweiter Desillusionierung

Es bleibt also mehr als fraglich, ob es im Dezember zum Durchbruch in den internationalen Klimaverhandlungen kommen wird. Keinen Zweifel gibt es allerdings, dass die globale Klimadiplomatie schon jetzt zu einer markanten Machtverschiebung zwischen einem stagnierenden Westen und den aufsteigenden Schwellenländern geführt hat. So wie es im Moment aussieht, könnte das nächste globale Klimaprotokoll den Aufstieg Asiens und den Machtverlust des Westens beschleunigen.

Was sich unterdessen anzubahnen scheint, ist eine dramatische Ernüchterung. Die Realisierung, dass es in Kopenhagen kaum eine Chance für einen Durchbruch gibt, dürfte zu einem Tsunami weltweiter Desillusionierung führen – und damit zur Rezession des globalen Klimaaktivismus. Das könnte die Verhandlungsatmosphäre deutlich verbessern.

Künftige Klimakonferenzen werden vermutlich immer mehr zu Routineveranstaltungen. Angesichts der festgefahrenen Verhandlungen wären politische Entscheidungsträger und Diplomaten wohlberaten, die Erwartungen auf eine baldige Einigung drastisch herunterzuschrauben. Nach der Ernüchterung von Kopenhagen wird es vor allem um das Verwalten des Klima-Patts gehen, dessen Ende auf lange Zeit nicht abzusehen ist.

Benny Peiser ist Sozialanthropologe an der Liverpool John Moores University. Er ist Herausgeber des Wissenschaftsnetzwerkes CCNet und Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Energy and Environment*.



Naives Wunschdenken: Smog in Peking.

Obamas ratlose Aussenpolitik

Von Hansrudolf Kamer — Der neue US-Präsident Barack Obama setzte bei seinem Amtsantritt auf den totalen Neuanfang. Aussenpolitisch verbreitet er vor allem Unsicherheit. Obamas Lernkurve bleibt steil.



Gefahren des Realismus: Präsidenten Obama, Putin.

Die Strahlkraft von «Change» ist schwach geworden. Noch hat man die europäische Klage im Ohr, das Ansehen Amerikas sei weltweit beschädigt. Nach dem Unilateralismus und der Arroganz, der rustikalen Verböhrtheit der Bush-Jahre sei nun kreative Diplomatie angesagt. Obama, der Hoffnungsträger und brillante Kommunikator, sei der richtige Mann zum richtigen Zeitpunkt für diese Aufgabe. Neuanfang, «Change» allüberall.

Nun ist es wieder so weit – die Rhetorik wird von der zähen Wirklichkeit eingeholt. Innenpolitisch ist die Gesundheitsreform auf Grund gelaufen, was den linksdemokratischen Kommentator Michael Kinsley zur Feststellung bewegt: «Americans don't like change.» Nicht anders in der Aussenpolitik. Bei Obama war es der Impuls, auch mit den ärgsten Gegnern und Feinden ins Gespräch zu kommen, um mit diplomatischen Mitteln zu erreichen, was mit Konfrontation verpatzt wurde. Eine smarte Aussenpolitik statt einer mit dem Vorschlaghammer.

Das Stichwort lautet Realismus. Dieser bezieht sich nicht etwa auf die nüchterne Einschätzung des Gegners, seiner Absichten und Strategien, sondern auf die Umschreibung der eigenen Ziele. Demokratisierung der arabischen Welt? Das ist fehlgeleiteter Idealismus. Kritik an der Unterdrückung in Russland? Jeder weiss, dass das kontraproduktiv wirkt. Militä-

rische Drohungen gegenüber dem Iran? Das führt zu gar nichts. Deshalb Realismus. Man muss mit den realen Machtverhältnissen, so wie sie sind, zu Rande kommen und mit autoritären Regimen einen Dialog führen, auch wenn man sich dabei die Nase zuhält. Neu ist das nicht. Es war stets ein Grundzug der amerikanischen Aussenpolitik.

Das grosse Fragezeichen Iran

Expliziter Realismus birgt Gefahren. So erschien Mitte Juli in der polnischen Zeitung *Gazeta Wyborcza* der von osteuropäischen Politikern und Würdenträgern unterschriebene offene Brief an die Regierung Obama mit einer Warnung: Obama opfere Osteuropa auf dem Altar der Beziehungen zu Russland, hiess es da, und unterstütze das russische Streben nach einer Wiederherstellung einer Einflussosphäre im Osten Europas. Die historischen Anklänge sind unüberhörbar: der Vorwurf an Roosevelt, er habe in Jalta die Osteuropäer an Stalin veraten. Anlass waren Obamas Gespräche in Moskau und der sich abzeichnende Verzicht auf die Stationierung von Abwehrraketen in Polen und Radaranlagen in Tschechien.

Václav Havel und die Mitunterzeichner dieses Briefes haben in vielem recht. Bei Russland handelt es sich tatsächlich um eine «revisionistische Macht», die ihre Agenda aus dem

19. Jahrhundert mit den Taktiken und Methoden des 21. Jahrhunderts verfolgt. Der Kreml lieferte Ende August selber den Beleg: Der Molotow-Ribbentrop-Pakt 1939 über die Aufteilung der Interessensphären im Norden und Osten Europas dürfe kein Anlass für einen gesamteuropäischen Gedenktag sein. Stalins verbrecherische Haltung beim Auftakt zum Zweiten Weltkrieg ist für den Kreml tabu. Ein Verzicht auf die geplante Raketenabwehr würde in Moskau als Schwäche ausgelegt. Auch der Hinweis im Brief darauf, dass die Nato ihre Verteidigungsplanung mit den neuen Mitgliedern vernachlässigt habe aus Rücksicht auf Russland, hat seine Berechtigung.

Der Iran ist für Obama das grosse Fragezeichen geblieben. Die Internationale Atomenergieagentur hat letzte Woche bestätigt, dass die Zusammenarbeit der Iraner in der Nuklearfrage stark zu wünschen übrig lasse. Doch Obama wird die Tür für eine Kontaktnahme mit dem Regime offen halten. Es war Präsident Sarkozy, der eine deutliche Tonart anschluss und zu härteren Sanktionen aufrief. Er tönt wie der einsame Rufer in der Wüste. Sollte Obamas «offene Tür» bis im Herbst ohne Ergebnis sein, müsste er Sarkozy folgen und gegen den Widerstand Chinas und Russlands schärfere Sanktionen verhängen. Und wenn diese nichts bringen? Dann stünde Obama im ersten wirklichen Härtetest. Das Lavieren hätte ein Ende, denn für Israel ist dieses Problem nicht bloss von akademischer Natur.

Ratlosigkeit verbreitet Unsicherheit. Obama könnte die zweite Amtszeit seines Vorgängers studieren und daraus Lehren ziehen. Bush hatte es nach seiner Wiederwahl 2004 ausgiebig mit Diplomatie versucht – meistens ohne Erfolg. Weder in der Palästinafrage noch beim Verhältnis zu Russland noch in der Atomrüstung des Irans und den nordkoreanischen Herausforderungen führten Bushs Verhandlungsbemühungen zum Ziel. Es gab bilaterale, multilaterale, koordinierte und orchestrierte Ansätze, im Rahmen der Uno und mit Ad-hoc-Gruppen, das ganze Lehrbuch der internationalen Diplomatie wurde durchexerziert.

Aussenpolitik ist nicht dasselbe wie Diplomatie. Gewisse Dinge lassen sich nicht «lösen», weder mit Dialog noch anderswie. Im politischen Grabenkampf in Washington geht jeweils die Erkenntnis verloren, dass die amerikanische Aussenpolitik stets eine Mischung aus realistischen und idealistischen Elementen umfassen sollte. Entscheidend sind Gewichtung und Timing. Team Obama befindet sich immer noch im Anstieg auf eine steile Lernkurve.



Hansrudolf Kamer

Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.

Planwirtschaftliche Fehlleistungen

Von Silvio Borner — Die Gesundheitskosten steigen, und das hat die Politiker zu Neuerungen bei den Spitälern veranlasst. Es ist freilich nur eine halbe Reform, die den Praxistest noch bestehen muss.

Unser Parlament beschäftigt sich wieder einmal mit dem Gesundheitswesen – oder wohl besser mit dessen Finanzierungsproblemen. Dieser Sektor ist eine Wachstumsbranche par excellence. Es handelt sich um eine kontraproduktive Politik, die, bei Lichte betrachtet, darauf hinausläuft, die Kostenflut anders zu finanzieren: durch Lohnprozente, durch mehr Subventionen, das heisst gleich mehr Steuern, und durch höhere Selbstbehalte.» Das habe ich geschrieben. Vor einem Vierteljahrhundert. Im Orwell-Jahr 1984.

Seither hat sich strukturell kaum etwas geändert. Der Anteil der Ausgaben für Gesundheit am Bruttoinlandsprodukt (BIP) hat sich von damals 7,5 auf heute 10,8 Prozent erhöht. Mehr als jeder zehnte Beschäftigte ist mittlerweile ein Gesundheitsarbeiter. Tendenz steigend. Doch was gibt es da zu meckern? Gesundheit ist schliesslich das höchste Gut und entzieht sich damit der kleinlichen Rechnerei der Miesmacher-Ökonomen.

Doch schalten wir das Denken nicht zu früh aus: Die Ausgaben für Gesundheit werden nur zu rund zwei Dritteln durch die privaten Haushalte getragen (Versicherungsprämien, Selbstzahler und -behalte), der Rest durch den Steuerzahler. Dafür wendet der Staat bereits 3,2 Milliarden Franken pro Jahr auf – Tendenz ebenfalls steigend. Die Krankenversicherung ist zudem nicht risikogerecht, sondern angeblich «solidarisch», was zu zusätzlichen Verzerrungen führt. Selbstverantwortliches Verhalten wird bestraft. Solange die Leute selber bezahlen, wenn sie mehr Wohnraum, längere Reisen oder schönere Kleider wollen, gibt es in der Tat nichts zu beanstanden. Beim Konsum von Gesundheitsleistungen ist dies nicht so.

Die zwei Übel der Spitalpolitik

Knapp die Hälfte des Aufwandes entfällt auf die stationäre Behandlung, die Spitäler also. Die vielgescholtenen Medikamente und Apparate kommen insgesamt nur gerade auf gut zehn Prozent, wobei die Preise der Spitalleistungen deutlich stärker als die Teuerung zugenommen haben und die Medikamentenpreise seit dem Jahr 2000 absolut und beschleunigt sinken. Wer also das Gesundheitssystem einer Gesundung zuführen will, muss die Spitäler ins Zentrum rücken. Hier wird die Musik gemacht, leider mit Misstönen. Erste Qualitätsstudien haben der vorherrschenden Meinung, dass bei uns alles Weltspitze sei, harte und teilweise erschütternde Tatsachen gegenüber-

gestellt. Der Proteststurm der erstmals Kritisierten bestätigt nur, dass heisse Eisen angefasst worden sind. Weitere und bessere Vergleichsstudien müssen und werden folgen und Handlungsbedarf aufzeigen. Die schweizerische Spitalpolitik der Vergangenheit litt unter zwei Übeln: zum einen unter planwirtschaftlichen Fehlleistungen und zum anderen unter falschen Anreizen bei der Finanzierung. Die Spitäler sind im Wesentlichen Geschöpfe der Kantone. Diese errichten die berühmten Spitalisten auf der Basis ihrer politisch eingefärbten Bedarfsberechnungen. Die Kantone legen die Tarife fest, beaufsichtigen die Qualität und treten in vielen Fällen auch als Eigentümer und Betreiber auf. Dies führt zu Überkapazitäten in einem dysfunktionalen Föderalismus. Die Kantone übernehmen auch direkt einen wesentlichen Teil der Kosten. Die Spitäler haben den Anreiz, Patienten möglichst intensiv zu therapieren und möglichst lang zu behalten, um möglichst viele Tagessätze und Leistungen fakturieren zu können.

Nun hat der Wind gedreht. Unser Parlament hat den gordischen Knoten mutig durchhauen und zwei Neuerungen eingeführt, die revolutionäre Konsequenzen haben könnten. Es handelt sich um die freie Spitalwahl der Patienten über die Kantonsgrenzen hinweg und andererseits um die Fallpauschalen bei der Abgeltung

der Spitalleistungen. Vereinfacht gesagt: Für einen Blinddarm gibt es x, für eine neue Hüfte y Franken. Es entsteht ein Qualitätswettbewerb von Seiten der Patienten und ein Kostenvettbewerb unter den Spitalern. Wer bei der Qualität oder den Kosten nicht mithalten kann, geht unter.

Eine halbe Reform

Die Reformer haben die Rechnung allerdings ohne die Gesundheitsdirektoren-Konferenz (GDK) gemacht. Diese Politiker wissen, dass jede Spitalschliessung mit einer Abwahl abgestraft werden kann. Die Kantone halten deshalb nach wie vor Defizitgarantien ihrer Spitäler, besorgen die Bedarfsplanung und lenken so die Investitionen. Und die Kantone regulieren nach wie vor die Tarife. Es ist eine bittere Wahrheit, dass in einem hochregulierten Sektor Teilliberalisierungen nicht automatisch eine Verbesserung bringen. Eine Marktsteuerung der Spitäler kann nur gelingen, wenn sie finanziell und organisatorisch vom Kanton völlig abgekoppelt werden und dieser seine unheilvolle Dreifachrolle als Planer, Finanzierer und Regulierer aufgibt. Die Kantone müssten sich auf die Überwachung der Qualität beschränken und alles andere dem Markt überlassen. Scheitert diese halbe Lösung, werden Verhinderer sagen, sie hätten immer gewusst, dass der Wettbewerb im Gesundheitswesen nichts bringt – ausser Ärger.



Silvio Borner

ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel



Falsche Anreize: Operation im Spital.



Essay

In guter Gesellschaft

Silvio Borner kritisiert die Beschäftigungs-Programme für Basler Sozialhilfe-Empfänger. Der Ökonom irrt: Es gibt Leute, die im richtigen Arbeitsmarkt keine Chance haben. Für sie braucht es neue Lösungen.

Von Rolf Maegli

Professor Silvio Borner stört sich in seiner Kolumne (*Weltwoche* Nr. 34/09) daran, dass die Basler Sozialhilfe Langzeitarbeitslosen andere Perspektiven verschaffen will als vergebliches Hoffen auf eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt. Er befürchtet unter dem Titel «Moderne Teufelsaustreibung», dass die Exorzisten der Sozialhilfe den Klienten den guten Geist der Arbeitsamkeit austreiben. Und noch viel schlimmer: Sie bringen ihnen bei, ohne Arbeit glücklich zu werden. Die Besorgnis ist unbegründet: Die Sozialhilfe verfolgt die Strategie *work first*. Mit grossem Aufwand wird jede arbeitsfähige Person in Richtung Arbeitsmarkt bewegt. Wer sich zum Bezug von Leistungen anmeldet, bekommt einen Termin beim Arbeitsintegrationszentrum. Wo nötig, werden Sanktionen ausgesprochen bis hin zum Arbeitszwang, da es unbestritten Menschen gibt, die sich ihr Leben lieber durch die Sozialhilfe finanzieren lassen.

Der Weg in den Arbeitsmarkt ist verbaut, es gibt schlichtweg zu wenig Stellen, die Erfolgsquoten der Programme liegen unter 50 Prozent. Die Stellenbewerber aus der Sozialhilfe passen oft nicht in die Anforderungsprofile der Wirtschaft. Die Rationalisierungen in den Betrieben und die Sparmassnahmen bei der Arbeitslosenversicherung (ALV) und Invalidenversicherung (IV) überlassen diese Menschen der Sozialhilfe. Sie sind meist über 50, mit geringen Qualifikationen ausgestattet, oftmals mit unverarbeiteten biografischen Zäsuren belastet wie dem Verlust der Arbeit, Unfall, Krankheit oder auch Scheidung. Der Parcours von Arbeitsintegrations-Massnahmen der ALV ist bereits durchlaufen, und der letzte Einsatz in der realen Wirtschaft liegt Jahre zurück. Dies sind Menschen, mit denen niemand mehr etwas zu tun haben will. Weder die Personalchefs der Unternehmen noch die Arbeitsvermittler auf den Arbeitsämtern noch die Ökonomen. Denn sie stören den Mythos, dass in unserer Gesellschaft alle durch Erwerbsarbeit für sich selber sorgen können. Sie hoffen seit Jahren vergebens auf eine neue Chance, ja sie leben im Sinne Ibsens mit einer Lebenslüge: «Morgen könnte ich endlich eine Stelle finden, und dann wird alles wieder gut.»

Statt dass diese Menschen in teuren Programmen an unrealistischen Vorstellungen scheitern, sollen sie befähigt werden, Aufga-

ben in der Zivilgesellschaft als sogenannte «Stadthelfer» zu übernehmen. Dies bedeutet, einen Beitrag durch Arbeiten zu leisten, die nach der ökonomischen Logik und Mechanik nicht mehr bezahlbar sind.

Stadthelfer pflegen das Rheinufer

Beispiel: Die Pflege des schönen Basler Rheinbordes nach naturnahen Grundsätzen ist nicht mehr finanzierbar. Die Stadtgärtnerei schnitt mit einer Maschine alles ratzekahl. Die Stadthelfer pflegen das Bord unter Anleitung des Naturschutzes mit Handarbeit, was erstens



Nicht finanzierbar: Basler Rheinbord.

für die Vielfalt der Natur gut ist und überdies eine schöne Bereicherung für alle Basler darstellt. Andere Einsatzgebiete sind: Bahnhofshelfer, Mittagstisch und Aufgabenhilfe, Präsenzdienst in einer City-Kirche, Besuchs- und Fahrdienst für Altersheime, Hilfe auf dem Sportplatz und im Tierheim. Man mag aus ökonomischer Sicht zweifeln, ob das wertschöpfende Arbeiten sind. Es sind aber Tätigkeiten, die einen sozialen Nutzen bringen und einen Beitrag zum sozialen Frieden leisten. Denn der arbeitende Teil der Bevölkerung sieht: Die tun was. Und die Betroffenen selber erfahren anstatt Stigmatisierung Anerken-

nung. Die verheerenden Folgen der Langzeitarbeitslosigkeit, die sich direkt in Kosten für Staat und Gesellschaft im Gesundheits- und Justizapparat auswirken, können gedrosselt werden. Leider gibt es noch keine mit der Gesundheitsökonomie vergleichbare Disziplin, welche diese volkswirtschaftliche Kostenrechnung transparent macht.

Die Sozialhilfebezieher werden nicht einfach mit Geldzahlungen versorgt, sondern motiviert und befähigt, eine Aufgabe für das Gemeinwohl zu übernehmen. Das funktioniert nicht mit simpler Vermittlungstätigkeit. Die Menschen müssen für derartige Projekte befähigt werden, indem ihnen ein Umdenken vermittelt wird. Die Erfahrung zeigt: Nicht der mangelnde Wille zur Arbeit ist das Problem. Sondern unrealistische Vorstellungen und eingefahrene Denkmodelle, die den Sozialhilfebezieher im Wege stehen.

In guter Gesellschaft von ganz links

Wandel und Erfolg beruhen auf der Kompetenz, Realitäten anders wahrzunehmen als zuvor, daraus eine neue Haltung zu entwickeln und entsprechend zu handeln. Daher will das Programm «Stadthelfer» die Menschen befähigen, ihre Situation realistisch einzuschätzen: «Wer bin ich, wo stehe ich, welche Möglichkeiten habe ich?» Zweitens lernen sie, mit anderen ein Projekt zu verfolgen – daran mangelt es nach Jahren der Isolation besonders. Diese Kompetenzen führen dazu, dass sie in Gruppen gemeinsam etwas für andere tun.

Die Sozialhilfe muss als Sammelbecken all dessen, was in Staat, Wirtschaft, Familien und Gesellschaft nicht funktioniert, neue Wege gehen. *Think different* wäre auch im Hinblick auf wissenschaftliche Unterstützung dieser Aufgabe dringend nötig. Das von der Glaubensgemeinschaft der Ökonomen monoton vorgebrachte Mantra der Integration in den ersten Arbeitsmarkt hilft genauso wenig wie die Problemanalysen der Soziologen.

Übrigens: Mit seiner Kritik ist Silvio Borner in guter Gesellschaft von ganz links: Kritiker aus dem sozialistischen Lager werfen dem Projekt «Stadthelfer» vor, es beute die Menschen aus, indem es diese zu Gratisarbeit anhalte.

Rolf Maegli ist Leiter der Sozialhilfe Basel-Stadt und Vizepräsident der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos).

Grenzenlose Träume

Von Wolfram Knorr — Disney kaufte für vier Milliarden Dollar den Marvel-Verlag mit dessen Superhelden. Dumbo trifft nun auf Spider-Man. Ist das grotesk oder konsequent?



Ewiger Optimismus: Marvel-Comic-Held Captain America.

Ästhetik-Professor Bazon Brock wusste, wo jene Maus, die zum nationalen Symbol der USA schlechthin wurde, herkommt: «Aus dem mächtigsten Imperium auf Erden, dem Geisterreich.» Und daraus stammt auch jene seligmachende Empfehlung an alle US-Bürger, dem Glück nachzustreben («the pursuit of happiness»). Auch wenn es die Menschen immer wieder versuchten und versuchen, perfekt gelang das nur jener Maus und der gesamten sagenhaften anthropomorphen Bande, die Walt Disney natürlich nicht allein erfand, aber seinem Traumreich – das er mit Sicherheit erfand – mit Geschick eingliederte. Denn mit Micky Maus, Goofy, Pluto, Donald und Co. wurde der ewige Optimismus zum Programm, dem sich der clevere Träumer verschrieben hatte. Er war das ideale Produkt jener modernen Gesellschaften, die auf dem Gleichheitsprinzip beruhen, und in solchen Gesellschaften ist das Glück ein kollektives Bedürfnis. Auf diesem Optimismus baute Disney sein gewaltiges Imperium auf.

Das funktionierte auch, solange die Mittelstandsmoral die beherrschende blieb und Klein und Gross, Weiblich oder Männlich, sich an Micky's Siegen über das Böse ergötzen. Doch genau das reizte schon früh den Widerstand subversiver Geister, die mit sogenannten «Erwachsenen-Comics» das Imperium

aufbrechen wollten. Es waren die Superhelden-Strips, die vor allem die männliche Jugend faszinierten und von der Maus weglockten. Disney reagierte, indem er sein Reich um noch mehr Optimismus vergrösserte, mit Disneyland und Disney World und einer technisch perfekten Filmproduktion.

Die Helden werden neurotisch

Die Konkurrenz entwickelte immer gigantischere Superhelden, bis die Latifundien der Micky's und Plutos und Cinderellas immer putziger zu werden schienen. Stan Lee, der Geschäftstüchtigste unter den Superhelden-Verlegern, stieg schliesslich mit seinen Marvel-Comics auch noch ins Filmgewerbe ein. Allerdings war seine schärfste Konkurrenz, DC Comics (DC = Detective Comics) mit «Superman» und «Batman» als Galionsfiguren, durch ihre Partnerschaft mit Warner Bros. (heute ist DC eine Tochtergesellschaft von Warner) schon früher im Geschäft und unterwarf in einer weiteren Vermarktungsstrategie ihre Kreationen einem «Charakter-Check»; Marvel folgte sogleich. Die Superhelden von Batman bis zu den X-Men wurden sozusagen aus der geschützten Werkstatt der problemfreien Alleskönner auf die freie Neurosen-Wildbahn der Hamlets und Macbeth losgelassen, um ihnen höhere Glaubwürdigkeit und

«Seriosität» zu verpassen. Beim Publikum kam das an, die Filme füllten weltweit die Kassen.

Als schliesslich auch noch der Spielwaren-Riese Hasbro ins Filmbusiness einstieg («G.I. Joe»), musste sich die Maus bewegen und erinnerte sich an ihre Anfänge. Denn damals war der Nager alles andere als lieb. Seine Karriere begann mit manch pubertierender Randalen. Denn zuletzt hatte sich Disney fast in eine Einbahnstrasse mit Teenie-Komödien wie «High School Musical» und «Hannah Montana» manövriert. Die waren erfolgreich – aber nur bei den Mädchen, während die Jungs eben lieber «Hulk» und Co. goutierten. Der Marvel-Verlag bot sich nun an, sich aus der Einseitigkeit zu manövrieren.

Manch einer reagierte auf den Kauf der martialischen Superhelden-Schmiede durch den lustigen Tiergarten verblüfft, weil er darin einen unüberwindlichen Gegensatz zu sehen meinte. Doch die Entwicklung der Disney-Factory wies schon in den letzten Jahren auf Diversifizierungen in die neue Richtung hin. Die kurligen Mäuse und Schweine waren vor allem auf dem Merchandising-Sektor rückläufig, und im Game-Bereich war die Attraktivität nicht besonders hoch. An der Börse reagierten die Händler nach Bekanntgabe des Kaufs in Höhe von vier Milliarden Dollar ähnlich negativ wie mancher Disney-Fan: Die Aktie fiel. Für die Händler gibt's allerdings noch andere Gründe dafür, dass gerade in einer gewaltigen Rezession auf einem hochsensiblen Entertainment-Markt ein Kauf in dieser gigantischen Höhe vollzogen wird: Comic-Figuren sind ein zyklischer Markt.

Im Gegensatz zu den Mäusen, Enten und Hunden können die Superhelden ein Lied davon singen. Ihre Hoch-Zeit hatten sie während des Zweiten Weltkriegs. DC Comics warf alleine in diesen Jahren 160 (!) Superheldentitel auf den Markt! In den fünfziger Jahren brach der Markt ein und reüssierte nur bei den Hardcore-Fans. Erst in den späten Sechzigern, stark beeinflusst durch eine Neubewertung der Comics (Graphic Art), erlebten die Superhelden, geprägt durch eine neue ästhetische Gestaltung, eine Renaissance, die sie schliesslich mit grossem Budget auf die Leinwand brachte. Ob sich nun der Trend halten kann mit immer neuen Sequels und Prequels, wird allein an der Kinokasse entschieden. Es gibt inzwischen wieder Einbrüche, weshalb zu vermuten ist, dass der Disney-Konzern die neuen Figuren in seinem Portfolio vor allem auch für Videospiele und die Freizeitparks nutzen will.

Hier allerdings könnte der Disney-Fan befremdlich reagieren, wenn ihm zwischen Goofy und Dumbo vorm idyllischen 35 Meter hohen Eiffelturm auch noch Spider-Man begegnet. Aber andererseits sind und bleiben Disneys Träume eben grenzenlos. ○

Weltwoche-Spezialangebot



In Zusammenarbeit mit dem Opernhaus Zürich haben wir ein spezielles Opern-Abonnement für die Weltwoche-Leser zusammengestellt. Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie zudem von 10% Rabatt.



Donnerstag, 22. Oktober 2009, 19.30 Uhr
LA BOHÈME (Puccini)

Der Dichter Rodolfo, der Maler Marcello, der Musiker Schaunard und der Philosoph Coline sind dicke Freunde. Die vier Bohémiens führen zusammen in einer Dachkammer in Paris ein ziemlich ärmliches Leben, aus dem sie jedoch das Beste zu machen versuchen. An einem Heiligabend verliebt sich Rodolfo Hals über Kopf in seine Nachbarin Mimì, eine hübsche Näherin. Er wärmt ihr eiskaltes Händchen und ihr schüchternes Herz. Doch das Glück der beiden Verliebten hat keine Zukunftschancen: Mimì ist schwerkrank und stirbt im Kreis ihrer treuen Freunde.

Freitag, 22. Januar 2010, 19 Uhr
IL BARBIERE DI SIVIGLIA (Rossini)

Die szenische Realisation dieser rasanten Opera buffa übernimmt Cesare Lievi, als Bühnenbildner liess sich der Schweizer Stararchitekt Mario Botta gewinnen. Einen höchst vergnüglichen Abend garantiert zudem ein exzellentes Sängensemble mit Javier Camarena, Massimo Cavalletti, Carlos Chausson, Ruggero Raimondi und der hochbegabten jungen Mezzosopranistin Serena Malfi als Rosina. Für Verve aus dem Orchestergraben sorgt Nello Santi.

Freitag, 5. März 2010, 19 Uhr
ARIADNE AUF NAXOS (Strauss)

Bei den Vorbereitungen zur Uraufführung einer Oper kommt es zum Eklat, als der Auftraggeber vom Komponisten verlangt, das Werk gleichzeitig mit der Darbietung einer Unterhaltungstruppe auf die Bühne zu bringen. Diese, angeführt von Zerbinetta, bemüht sich darum, die von ihrem Geliebten verlassene Primadonna zu trösten. Doch diese hat sich in ihren Schmerz vergraben und gibt sich abwechselnd Erinnerungen an ihre glückliche Vergangenheit und Todesfantasien hin. Erst die Ankunft eines Mannes, dessen Stimme sie mitten ins Herz trifft, reisst sie aus ihrer Starre. Im ersten Moment glaubt sie, ihren Geliebten vor sich zu haben, dann aber vermeint sie den ersehnten Todesboten zu erkennen. Zum Sterben bereit, stürzt sie sich in seine Arme, doch in seiner Umarmung erwacht sie zu neuem Leben.

Sonntag, 13. Juni 2010, 20.15 Uhr
RUSALKA (Dvořák)

Die romantische Geschichte des schönen Wassermädchens, das sich nach menschlicher Liebe sehnt, hat die Komponisten immer wieder beschäftigt, doch wohl niemand hat sie so eindrücklich in Musik gesetzt wie Antonín Dvořák. Seine «Rusalka» ist nicht nur in seiner tschechischen Heimat, sondern weltweit zu seiner bekanntesten Oper gewor-

den. Die Begegnung zwischen der Wassernixe Rusalka und der Menschenwelt lieferte für Dvořák die Vorlage zu einem leidenschaftlichen Bekenntnis zur Natur. Matthias Hartmann wird die Oper gemeinsam mit seinem Ausstatter Karl-Ernst Herrmann in Szene setzen. Die musikalische Leitung liegt in den Händen von Vladimir Fedosejev.

Weltwoche-Spezialangebot

Exklusives Opern-Abonnement für Weltwoche-Abonnenten/-innen im Opernhaus Zürich für die Spielzeit 2009/2010. Sie profitieren von 10% Rabatt auf vier Opernvorstellungen.

Preise

Kategorie I Fr. 909.- (statt Fr. 1010.-)
Kategorie III Fr. 65 1.- (statt Fr. 724.-)

Das Weltwoche-Opern-Abonnement können Sie direkt im Opernhaus Zürich bestellen:

Tel. 044 268 66 66 (Mo bis Sa 11.30 bis 18 Uhr),
per E-Mail ticketbestellung@opernhaus.ch
oder per Post: Opernhaus Zürich AG, Billettkasse, Falkenstrasse 1, 8008 Zürich

Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Abo-Nummer anzugeben.

Anmeldeschluss : 16. September 2009

Informationen zu den Opern unter
www.opernhaus.ch

Weitere attraktive Leserangebote und Verlosungen finden Sie unter
www.weltwoche.ch/platinclub

Tiere retten Leben

Von Rolf Zeller — Neue Medikamente, bessere Operationsmethoden, längeres Leben: Im Streit über Tierversuche wird oft vergessen, dass wir ohne sie nicht auskommen.



Erfolgreiche Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen: Versuchstier.

Die jüngsten Terroranschläge militanter Tierversuchsgegner haben eine hitzige Debatte ausgelöst. Dabei überrascht, dass sich nicht alle Tierversuchskritiker klar von den Gewaltakten distanzieren und zum friedlichen Disput aufrufen. Dabei hat gerade die gewaltfreie Diskussion dazu beigetragen, dass die Schweiz heute über eine der weltweit strengsten Tierversuchsgesetzgebungen verfügt und Kritiker in allen relevanten Kommissionen vertreten sind. Dort können sie ihr Anliegen direkt im Bewilligungsprozess einbringen und helfen, keine Tiere unnütz leiden zu lassen. Das System funktioniert: Gerade steht ein Bundesgerichtsentscheid über die Grundlagenforschung mit Affen an und die damit verbundenen Eingriffe in die Würde der Kreatur.

Tierschützer haben also die Möglichkeit, ihrem Anliegen auf legale Weise Beachtung zu verschaffen. Ohnehin werden in der Schweiz Tierversuche nur bewilligt, wenn Anzahl und Belastung der Tiere exakt begründet sind und keine Alternativmethoden zur Verfügung stehen. Die meisten der Forderungen, die kürzlich der Zoologe Winfried Ahne in der *Weltwoche* aufstellte, sind hierzulande bereits Gesetz.

An diesem Punkt jedoch scheiden sich die Geister. Tierversuchsgegner sind der Meinung, die Gesetzgebung reiche nicht aus, Tierversuche seien per se tierquälerisch und un-

nützlich, weil sich ihre Resultate nicht auf Menschen übertragen liessen. Sie schlagen vor, Versuche nur mit Zellkulturen, Computersimulationen oder direkt am Menschen durchzuführen. Wie so die Entwicklung neuer Medikamente ohne Gefahr für Leib und Leben der Probanden geschehen soll, konkretisieren sie nicht. Dabei sind Versuche mit ungetesteten Substanzen und Verfahren an Menschen unethisch und nicht erst seit den medizinischen Gräueln der Nazis geächtet.

Kampf gegen Tumoren

Im Folgenden zeige ich an einem typischen Beispiel aus der Krebsforschung, warum Tierversuche zur Verbesserung der medizinischen Versorgung nötig sind: In den 1970er Jahren vermutete J. Folkman, dass man Tumoren «aushungern» könne, indem man die Blutgefässbildung hemmt und so die Versorgung der wuchernden Tumorzellen mit Nährstoffen unterbricht. Als dann die Faktoren entdeckt wurden, die die Blutgefässbildung in Wirbeltierembryonen steuern, und sich zeigte, dass diese auch die Blutgefässbildung in Tumoren fördern, machte sich eine Heerschar von Forschern daran, unzählige Moleküle und Substanzen in Versuchen mit kultivierten Zellen und solchen mit Tieren auf ihre Wirksamkeit in Bezug auf die Hemmung von Tumoren zu testen.

Die Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen war erfolgreich: Die Forscher entdeckten, dass ein von Mäusen produzierter Antikörper die krankhafte Blutgefäss- und damit Tumorbildung stören konnte. Nach Anpassung des Antikörpers an den Menschen und Versuchen in Nagetieren und Sicherheitstests an Javaneraffen wurde das Medikament Avastin nach klinischen Studien an menschlichen Patienten im Jahr 2004 zugelassen und gilt heute als Mittel der ersten Wahl für metastasierende Tumoren wie Darmkrebs.

Desaster können verhindert werden

Auch zur Erforschung degenerativer Krankheiten wie Alzheimer sind Tierversuche unabdingbar. Für mögliche Therapien müssen die Wirkmechanismen und die Unschädlichkeit aller potenziellen Medikamente zuerst an Versuchstieren untersucht werden, was für die meisten Substanzen bereits das «Aus» bedeutet. Nachdem die Grundlagen und die Wirksamkeit an Mäusen und Ratten erforscht worden sind, müssen Substanzen, welche nach Jahren alle Tests erfolgreich bestanden haben, auch noch an Affen getestet werden, weil diese mit dem Menschen evolutionär näher verwandt sind. So werden die menschlichen Patienten in den klinischen Studien nicht unnötigen Risiken ausgesetzt. Leider bleibt immer ein Restrisiko bestehen, was in seltenen Fällen dazu führt, dass klinische Studien abgebrochen oder Medikamente vom Markt genommen werden. Diese Fälle sind tragisch, aber daraus zu folgern, Tierversuche seien unnütz, ist grundfalsch.

Warum? Gerade durch Tierversuche lassen sich Desaster verhindern. Das ist die Lehre aus dem Contergan-Skandal Ende der 1950er Jahre. Versuche mit Nagern – damals noch nicht vorgeschrieben – hätten gezeigt, dass Contergan die Embryonalentwicklung schwer stört. Die Missbildungen bei Tausenden von Neugeborenen wären verhindert worden.

Tierversuche braucht es nicht zuletzt zur Etablierung neuer Operationstechniken. Implantate zur Fixierung von Knochenbrüchen werden zuerst an Schafen auf Verträglichkeit und Belastbarkeit getestet. Wer würde heute auf solche Methoden verzichten und damit fürs Leben gehbehindert bleiben wollen?

Versuchstiere tragen also täglich dazu bei, dass vormals unheilbare Krankheiten geheilt werden können und wir länger leben. Zur Erinnerung: Vor hundert Jahren betrug die durchschnittliche Lebenserwartung in der Schweiz knapp fünfzig Jahre.

Prof. Rolf Zeller ist Ordinarius für Anatomie und Embryologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Basel und Gründungsmitglied der Basler Gruppe von Forschung für Leben, einer unabhängigen Organisation, die den Dialog der Biomedizin mit der Bevölkerung fördert (www.forschung-leben.ch).

Sternstunde des Goldlöffels

Von Christoph Mörgeli

Generation Kasino», «schiere Gier», «Geldadel», «Überzeugungstäter» und «Finanzoligarchen». Dies eine kleine Auswahl von Worttiraden des Grosspublizisten Roger de Weck gegen die Vertreter der Finanzwirtschaft. Und unmittelbar danach schreibt der Sternstundenphilosoph unseres Monopolfernsehens über «Populisten», die «Emotionen bewirtschaften».

Vielleicht befasst sich der Antipopulist statt mit unseren Banken gelegentlich mit dem Finanzgebaren der Tamedia AG. Immerhin entstehen in diesem Pressehaus vielgelesene Titel wie *Tages-Anzeiger*, *Sonntagszeitung* und *Magazin*. Die Verantwortlichen dieser gediegenen Medienerzeugnisse treibt offenbar die Überzeugung, sie wären ohne Roger de Wecks regelmässiges Wort zum Alltag wie zum Sonntag dem sicheren Untergang geweiht. Eine echte Sternstunde wäre es, wenn sich Kolumnist de Weck einmal über die Finanzakrobatik der Familie Coninx auslassen würde. Wie sich die Tamedia-Besitzer durch Börsengang 520 Millionen Franken, weitere 250 Millionen Sonderausschüttung und 52 Millionen Dividenden in die Privatschatullen spülen liessen. Dass Aktionäre und Mitarbeiter dieses Cash-Wunder nach dem dramatischen Kurszusammenbruch weniger erfreute, wäre doch eine neckische Pointe. Aber wir werden leider kein Wort vernehmen von «Generation Kasino», «schiefer Gier», «Geldadel», «Überzeugungstätern» und «Finanzoligarchen».

Die Vorfahren des Roger de Weck waren Inhaber der Freiburger Privatbank Weck-Aeby & Cie. Keiner von ihnen hat meines Wissens je ernsthaft behauptet, dieses noble Institut bewirtschaftete ausschliesslich versteuerte Konten von Ausländern. Nachdem sich die SBG und heutige UBS die Bank Weck einverleibt hatte, erhielt Rogers Vater Philippe hohe Managerposten und wurde sogar Verwaltungsratspräsident. Unter ihm betrieb die UBS glänzende Geschäfte mit dem Apartheidstaat Südafrika. Die blühende UBS flog mit der blühenden Swissair sehr viel Gold in die Schweiz. Zürich wurde zur internationalen Drehscheibe des Goldhandels. Ich habe gar nichts gegen diese für beide Seiten nützlichen Geschäfte. Aber ich habe etwas gegen Schönschwätzer auf moralischen Hochsitzen. Wer mit dem goldenen Löffel im Mund über Wohlstand schimpft, tönt dumpf bis unverständlich. Erst recht, wenn das Löffelgold nicht makellos glänzt.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Von Sarkozy lernen

Von Peter Bodenmann — Weil die Schweiz das Energiegeschäft verschläft, werden die Franzosen bei uns grosse Gewinne einfahren.



Für schnelle Kopfrechner: Frankreichs Präsident Sarkozy im Solarenergie-Institut INES.

Jeder, der in Deutschland Strom mit Wind oder Sonne produziert, erhält einen garantierten Preis für seine Kilowattstunden. Das System kennt keinen finanziellen Deckel. Die Deutschen haben alternative Energien für die ganze Welt konkurrenzfähig gemacht.

Die Schweiz hat zu lange nur zugeschaut. Und mit mehr als zehnjähriger Verspätung das deutsche Modell mit drei fatalen Korrekturen übernommen: Erstens gibt es in der Schweiz einen Deckel. Zweitens sind die Einspeisevergütungen bei uns viel zu hoch. Und drittens fliesst der grössere Teil der Mittel in die Förderung von Kleinwasser-Kraftwerken.

Die Folgen: Der Topf in Bern ist kurz nach dem Projektstart bereits leer. Das Potenzial alternativer Energien wird nicht genutzt. Bedient haben sich die grossen Stromkonzerne, die bereits im Rahmen der zweitdümmsten Strommarktöffnung Europas Unternehmen und Haushalte geplündert haben.

Der Grossteil der Schweizer Stromwirtschaft gehört den Kantonen und Gemeinden des Mittellandes. Strompreiserhöhungen bedeuten letztlich nichts anderes als mehr öffentliches Vermögen und weniger öffentliche Schulden für die reichen Kantone.

Inzwischen stösst das deutsche Modell an seine Grenzen. Die Chinesen überschwemmen den Markt mit günstigen Modulen. Und machen auf Kosten der deutschen Konkurrenten grosse Gewinne.

Werden die solaren Werkbänke des ökologischen Umbaus in China entstehen? Führt dies zu einer weiteren Deindustrialisierung europäischer Länder? Gibt es keine intelligente Industriepolitik, damit nicht nur die Produktionsmaschinen für Solarzellen, sondern auch die Produktion selbst in Europa bleibt?

Die EDF ist der grösste Stromproduzent Europas und einer der staatlichen Arme der französischen Industriepolitik. Der neue Ansatz der Franzosen: Die EDF lässt First Solar in Frankreich eine Fabrik zur Produktion von jährlich hundert Megawatt Solarzellen bauen. Die Fabrik verkauft im Gegenzug alle ihre Zellen während zwölf Jahren an die EDF zum Preis von 57 bis 70 Rappen pro Watt.

Schnelle Kopfrechner werden es sofort begreifen: Mit einem Watt Leistung kann man in den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin an guten Lagen pro Jahr problemlos 1,2 Kilowattstunden Strom produzieren. Pro Kilowattstunde bekommt der Solar-Investor vom Bund heute innert acht Monaten so viel, wie die EDF für die Herstellung der Module bezahlt.

Das Resultat ist absehbar: Die EDF wird über Alpiq, an der sie massgeblich beteiligt ist, ihre First-Solar-Zellen in der Schweiz installieren lassen. Und so noch höhere Gewinne auf Kosten der Schweizer Unternehmen und Haushalte nach Frankreich abfliessen lassen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Versuch am lebenden Objekt

Von Kurt W. Zimmermann — Was ändert sich im Leben eines Mitmenschen, wenn er keine Zeitungen mehr liest?

Heute wollen wir über ein wissenschaftliches Experiment berichten. Es ist darum berichtenswert, weil es sich nicht um einen sterilen Laborversuch handelt. Es handelt sich um ein Experiment am lebenden Objekt.

Das lebende Objekt bin ich.

Seit wenigen Monaten lebe ich in Deutschland. Ich lebe dort aus beruflichen Gründen, aber das ist nicht weiter interessant. Interessanter ist, wie ich lebe.

Ich habe in Deutschland, erstmals seit 35 Jahren, keine Tageszeitungen abonniert. Ich stehe auf, mache einen Kaffee und lese keine Zeitungen dazu. Ich höre auch nicht Radio.

Ich bin also völlig uninformiert. Dann fahre ich mit dem Auto ins Büro und komme dort völlig uninformiert an. Weil der Sitzungsrhythmus hoch ist, habe ich öfter auch keine Zeit, mich tagsüber im Internet zu informieren. Ich fahre also völlig uninformiert wieder nach Hause zurück. Dort öffne ich eine Flasche Weisswein, schalte den Fernseher ein und schaue Fussball.

Natürlich verpasse ich dadurch die wesentlichen News unserer Welt. Ich habe in den letzten Tagen zum Beispiel verpasst, dass Fulvio Pelli nicht Bundesratskandidat ist. Ich habe verpasst, dass der Bund seine CO₂-Ziele revidierte. Ich habe verpasst, dass in Gabun Wahlen waren.

Die Frage, die mich quält: Habe ich tatsächlich etwas verpasst?

Freunde von mir haben mir früher immer erzählt, dass sie keine Tageszeitungen läsen. Sie haben erzählt, sie kämen aufgrund ihrer gefüllten Agenda einfach nicht dazu. Und sie haben gesagt, dass sie nicht glauben, sie würden etwas verpassen.

Ich habe meine Freunde immer für Exoten gehalten. Ich habe immer den *Tages-Anzeiger*, die *NZZ* und den *Blick* gelesen, dazu regelmässig den *Daily Telegraph*, die *Welt*, die *FAZ*, den *Corriere della Sera*, die *Financial Times* und das *Wall Street Journal*. Ich wollte nichts verpassen. News-Junkies nennt man diese Spezies.

Der Unterschied ist der: Meine Freunde hatten zur Information stets ein nüchternes Sachverhältnis. Sie interessierte nur, was ihnen in Berufs- und Privatleben direkten Nutzen brachte. Ich hatte zur Information ein romantisches Liebesverhältnis. Mich interessierten die gedruckten Inhalte losgelöst von ihrer Wertbarkeit.

Eine der bösen Überraschungen der jüngeren Mediengeschichte war für die Zeitungsbranche die Erkenntnis, dass Zeitungen tat-



Kunden überzeugen: Swatch-Chef Hayek.

sächlich keinen handfesten Nutzen haben. Sie beeinflussen die Entscheidungsfindung eines Individuums nicht. Auch die profundesten Analysen der Bundesratswahlen, der Klimapolitik und der Wahlen in Gabun verändern das Leben des Publikums keinen Millimeter.

Erst das Internet hat das der Branche schonungslos klargemacht. Das Internet bietet, anders als die allgemeine Presse, ein spezifisches Inhaltsangebot. Der konkrete Nutzen ist allgegenwärtig. Darum redet man hier auch vom «User», ein Ausdruck, den es in der Zeitungswelt nicht gibt. Von Geldanlagen über Preisvergleiche bis Fachinformationen bietet das Netz eine Fülle von direkt verwertbaren Inhalten. Dafür zahlen die Konsumenten. Für Zeitungen zahlen sie immer weniger.

Für die Zeitungsmacher hat das einschneidende Konsequenzen. Journalisten können sich nicht mehr darauf verlassen, dass Zeitungslernen – wie früher – quasi eine Pflichtaufgabe ist. Es gibt im Produktmanagement keinen Unterschied mehr zwischen der Zeitungsindustrie und der Uhren-, Schokolade- und Modeindustrie. Man muss die Kunden jeden Tag von der Attraktivität der Nutzlosigkeit überzeugen.

Die Swatch Group, Lindt & Sprüngli und Prada sind erfolgreich, weil sie ganz genau wissen, dass sie etwas Unnützes produzieren. Auf den Redaktionen müssen sie das noch lernen.

«Öko-Open-Air» im Industrieviertel

Von Peter Keller

Der umweltbewusste Open-Air-Besucher kann aufatmen: Endlich erwartet ihn eine Musikveranstaltung mit Gütesiegel. Die längst fällige Versöhnung von Pop und Moral, Elektrogitarre und Pappbecher, von Iron Maiden und Max Havelaar. In Luzern findet am 5. September das erste «Öko-Open-Air» statt. Mitten im Industriequartier. Die Organisatoren garantieren: Durch die DJ-Pulte fliesst, selbst wenn AC/DC dröhnt, nur Öko-Strom. Dosen, Teller, Becher, PET – der ganze Abfall wird recycelt. Ob auch die auftretenden Musiker verpflichtet wurden, mehrheitlich ihre alten Songs zu recyceln, ist nicht bekannt.

Der Vorspann «Öko-» ist eine der beliebtesten Wortnützen unserer Zeit. Sie gibt sich jedem Werben und jedem Werber hin. Eine Woche Medienrückschau ergibt rund dreissig Treffer: BMW zeigt seinen neuen «Sparsportwagen» und bewirbt ihn als «Öko-Auto». In Münsingen entsteht eine «Öko-Mustersiedlung», die *Mittellandzeitung* begrüsst die Einführung der «Öko-Autosteuer», in Zürich hingegen seien sich die «Öko-Parteien» uneins über die Ersatzwahl für Regierungsrätin Rita Fuhrer. Und sogar *Stocks*, das Magazin für den gepflegten Kapitalisten, versäumt es nicht, beim Wohneigentum mit alternativer Energieversorgung auf spezielle «Öko-Förderhypotheken» hinzuweisen. Auch das grüne Business *makes money*. Das weiss nicht nur der Inhaber von amerikanischen Dollars, den Greenbacks.

Nicht um Dollars, aber um Schweizer Franken geht es am Luzerner «Öko-Open-Air». Siebzehn Bands und DJs treten auf – für die Besucher allerdings zum Nulltarif. Ein sowohl ökologisch wie ökonomisch interessanter Ansatz. Wenn bloss das grüne Projekt nicht mit roten Zahlen endet. Selbst ökologisch motivierte Defizite bleiben Defizite.

Was allen «Ökos» gemeinsam ist: Sie lassen sich auf das griechische Substantiv «oïkos», «Haus», zurückführen. Davon leitet sich wiederum das Verb «oikeín», «bewohnen», her. Der Altphilologe Klaus Bartels klärt auf: «Bei der Ökologie geht es um das grosse Haus, das uns behaust, samt allem, was da grünt und blüht, krecht und fleucht: um unsere Erde.» Insofern spielen unsere Umwelt-Parteien im globalen «oïkos» eine Art Hauswart. Da wird jeder Verstoss gegen die grüne Hausordnung unerbittlich gehandelt.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Die Schweizer Diplomatie ist im Fall Libyen zur Lachnummer verkommen – lange vor Merz' Canossa-Gang.» *Hans-Christian Müller*

Rambo-Aktionen

Nr. 35 – «Ich wurde erniedrigt»/«Der Fall Gaddafi»/«Alles verkachelt»/«Die Versuchung»; Daniel Ammann, Martin Killias, Markus Somm und Urs Paul Engeler über die Libyen-Krise

Was sich die Genfer Polizeibehörden, unsere Landesregierung und die Medien in dieser Angelegenheit geleistet haben, sprengt den Rahmen jeglichen Vorstellungsvermögens. Ein diskretes Vorgehen planend, lässt sich die Einsatzleitung durch Abwimmlungsversuche untergeordneter Kräfte von diesem abbringen und zur bekannten Rambo-Aktion bewegen, ohne den hochkarätigen «Täter» kontaktiert zu haben, der ja mit einem durchaus friedlichen Motiv nach Genf gereist ist. Zumindest der Leitung dieser Aktion muss bewusst geworden sein, dass hier etwas schiefgelaufen ist. Anstatt aber dem diplomatischen Dienst des Bundes enge Zusammenarbeit zur Schaden abwendung anzubieten, schalteten die Genfer auf stur und entfachten einen Kompetenzstreit, der über ein Jahr dauern sollte. Ausserdem war Micheline Calmy-Rey eine günstige Beurteilung der mehr als unglücklichen Aktion anscheinend wichtiger als das Wohl der Eidgenossenschaft. In dieser Sache ist die Schweizer Diplomatie auf internationalem Parkett zur Lachnummer verkommen, lange bevor Bundespräsident Merz seinen Canossa-Gang angetreten hat.

Hans-Christian Müller, Zürich

Die Darlegungen der *Weltwoche* sind wirklich überzeugend. Statt wie Bundespräsident Hans-Rudolf Merz kann man es auch machen wie seinerzeit US-Präsident George W. Bush: nämlich mit «Bösewichten» überhaupt nicht reden. Aber ganz besonders ohne eine entsprechende militärische Macht erreicht man damit meistens gar nichts. *Thomas Schibli, Bern*

Bundespräsident Hans-Rudolf Merz hat es gut gemeint und hat endlich Leadership leben wollen. Bezüglich dieser Eigenschaft herrscht

in unserer Landesregierung ein grosses Defizit. Die Absicht war gut, die Umsetzung jedoch dürftig. Hannibal al-Gaddafi, einem unberechenbaren, sprunghaften Wüstensohn, ist nicht zu trauen. Eine Entschuldigung von Merz hätte nur vor dem Abflug, mit laufenden Triebwerken und den Schweizer Geiseln im Flugzeug, Sinn gemacht. Selbst in einer



**« Karriere ist die Kunst,
Zufälle zu erkennen
und für sich zu nutzen. »**

Peter Hanimann, dipl. Wirtschaftsprüfer, Managing Director,
Head Group Risk & Finance Audit, UBS, Zürich

Peter Hanimann geb. 1960 | 1976 KV-Lehre bei der SKA | 1984 Abschluss an der HWV Zürich | 1984 Eintritt als Revisionsassistent bei KPMG | 1988 dipl. Wirtschaftsprüfer | 1989–91 in San Francisco, Bekanntschaft mit seiner späteren Ehefrau | 1996 Partner bei KPMG | Mitglied der Treuhand-Kammer, Fachgruppe Bankenrevision | Er hat drei Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren |

Wirtschaftsprüfung: Wo Karrieren geboren werden. www.treuhand-kammer.ch

schweizerischen Unteroffiziersschule wäre man bei einer Entschlussfassungsübung auf eine solche Lösung gekommen. Gaddafi hat die Schweiz lächerlich gemacht. Schweiz, quovadis, wenn menschenrechtsverachtende nordafrikanische Diktatoren, amerikanische Beamte und Bezirksrichter und Kavallerie einsetzende deutsche Finanzminister uns laufend erpressen können? *Roger E. Schärer, Herrliberg*

Hans-Rudolf Merz beging zweifelsohne schwere Fehler. Jedoch waren diese Fehler

nicht die Zugeständnisse, die er machte, sondern die Fehleinschätzung eines Diktators. Merz hat mehr Zivilcourage und Engagement bewiesen, als ich für möglich gehalten hätte. Wie ein Landesoberhaupt zu agieren, selbst wenn es technisch keines gibt – das zeugt von jener Art Mut, von der hoffentlich auch zukünftig Gewählte Gebrauch machen werden. *Florian Schlegel, Uzwil*

Wie naiv und ohne innere Haltung darf man als schweizerischer Bundesrat eigentlich sein? Im Alleingang unhaltbare, die Schweiz bindende Verträge eingehen und vor dem Diktator einen Kniefall machen und damit unser Land demütigen? Sich für unseren Rechtsstaat entschuldigen? Sich mit einer unverbindlichen mündlichen Zusicherung der Freilassung abspesen lassen, ohne dies schriftlich zur Bedingung des Vertrages zu machen? Aufgrund falscher Zusicherungen ein Flugzeug schicken, so dass eine offizielle Delegation tagelang dumm in der Wüste steht? Es ist erbärmlich, wie unser Land vertreten wird. *Christof Bernhart, Wildhaus*

Geldentwertung als Folge

Nr. 35 – «Kapital für den Aufschwung»; Kurt Schiltknecht über das Wirtschaftswachstum

In diesem Artikel wird die Ohnmacht der Ökonomen bei der Voraussage von Finanzkrisen dargestellt. Die Ökonomen verschweigen auch die ganz offensichtliche Folge, die die Riesenverschuldung der Staaten haben muss: die Geldentwertung. Dabei ist die Wirtschaft – genau gleich wie technische Prozesse – eine Kombination von Kreisläufen verschiedener Medien. Es gibt einen Geldkreislauf, einen Waren- und einen Rohstoffkreislauf sowie einen Kreislauf der Arbeitsleistungen. Und

genau wie in der Technik muss jeder dieser Kreisläufe im Gleichgewicht gehalten und mit den anderen Kreisläufen koordiniert werden. *Max Salm, Umiken*

Rechtfertigungen überzeugen nicht

Nr. 35 – «Hitlers Befehle waren eindeutig»; Hanspeter Born im Gespräch mit dem Historiker Peter Hoffmann

Nach offizieller Lesart begann der Zweite Weltkrieg am frühen Morgen des 1. September

1939 mit dem Beschluss der Westerplatte bei Danzig durch die «Schleswig-Holstein». Tatsächlich aber begann der Krieg schon einige Minuten früher mit einem bestialisches Luftangriff auf das militärisch bedeutungslose, nicht verteidigte polnische Provinzstädtchen Wielun in der Nähe von Breslau. In drei Angriffswellen wurden durch die Sturzkampfbomber JU 87 B 380 Bomben mit einer Sprengkraft von insgesamt 46 Tonnen abgeworfen. Es wurden über 1200 Zivilisten getötet. Die Äusserungen von Peter Hoffmann über die Anfänge des Krieges und die Rechtfertigung des Bombenterrors gegen Rotterdam überzeugen nicht. Entgegen seiner Ansicht hat ganz klar die deutsche Seite mit dem Bombenkrieg gegen zivile Ziele angefangen. Der deutsche Angriff auf die neutralen Niederlande war an sich schon völkerrechtswidrig – damit auch die Bombardierung der sich legitim verteidigenden Stadt.

Dr. Carl Gustav Mez, Basel

Besiegt durch Aushilfsnachtwächter

Nr. 35 – «Wir waren nicht gut vorbereitet»; Carmen Gasser im Gespräch mit dem Bankier Georg Krayer

Georg Krayer hat wohl vergessen, dass die Obristen der Bankgesellschaft von einem Aushilfsnachtwächter besiegt wurden. Mit dem Resultat, dass in der UBS einige Vollzeitnachtwächter den richtigen Platz gefunden haben. Da braucht man sich nicht zu wundern, dass man nicht gut vorbereitet war.

Gunther Kropp, Basel

Entgegnung

Nr. 34 – «Grosses vom Grossgemeinderat»; Christoph Mörgeli über den Luzerner SVP-Politiker René Kuhn

Die Kolumne bedarf der Korrektur: Die in den Eighties mit Hysterie zelebrierte Waldsterbebeuge pustete 1987 zahlreiche Waldfreunde in den Nationalrat. Manche Deutschschweizer /-innen sahen es wohl als Verpflichtung gegenüber ihrem Elektorat an, auch unter der Kuppel im Tenue Waldhütte zu erscheinen. In Art. 49 des Ratsreglements stand jedoch klipp und klar die Forderung nach «schicklicher Kleidung», das heisst Anzug und Krawatte für Herren. Während die welschen Linken – Jean Ziegler beispielsweise war immer sehr gut angezogen – sich daran hielten, machten die Deutschschweizer auf Provokation, obwohl es ja nicht nur Hermès, Gucci, Versace oder Léonard sein musste... Das Recht auf meiner Seite wissend, richtete ich eine Anfrage an das «bürgerliche» Büro des Nationalrats, wie das nun mit dieser Bekleidungs Vorschrift sei. Das Büro drückte sich – feige, wie die «Bürgerlichen» nun mal in Grundsatzfragen sind – um eine klare Stellungnahme und setzte das

eigene Reglement nicht durch. Zu gross war die Angst vor linker Kritik. In meiner Zeitung *Tacho* schrieb ich sodann zum Thema, dies unter Einbezug der manchmal *lismenden* Damen: «Es sollte auch an der Kleidung erkennbar sein, ob da jemand ins Parlament oder auf den Strich geht.» Im Nationalrat hatte ich das jedoch nie gesagt und auch ausserhalb keine Namen genannt. Die Namen waren eine reine Erfindung des Lügenblatts. Trotzdem: Der Aufschrei des linken Feminats (SP, Grüne, CVP) war grossartig! Die nicht Genannten, jedoch Gemeinten waren voll auf diesen *Tacho*-Artikel abgefahren. Sie sammelten Unterschriften – weigerten sich jedoch, mir eine Kopie zu geben – und verlangten von Ratspräsident Hans-Rudolf Nebiker (SVP) mich zu rügen. Nebiker entgegnete sachgerecht, in seiner Zeitung könne er (also ich) schreiben, was er wolle. Wir lachen noch heute!

Michael E. Dreher, Küsnacht ZH

Wachhund statt Schosshündchen

Nr. 34 – «Der grün-industrielle Komplex»; Alex Baur über alternative Energien

Ein Leser wirft der *Weltwoche* vor, Opposition gegen alternative Energien zu einem Kernthema zu machen. Stimmt erstens nur teilweise, und zweitens: Warum sollte sie nicht? Die Tatsache nämlich, dass die Inhalte der Beiträge bisher weder von offizieller Seite noch von der Alternativstromlobby widerlegt wurden, zeigt, dass die Positionen der *Weltwoche* doch wohl stimmen. In einer funktionierenden Demokratie ist es zu begrüßen, dass nicht alle Medien dieselbe Haltung vertreten wie der «grosse Haufen». Kernaufgabe eines publizistischen Produkts ist es, zu zweifeln, zu hinterfragen, falsche Wege und Entwicklungen aufzuzeigen. Wachhund sollen sie sein, die Medien, nicht Schosshündchen!

Bruno Köstinger, Rechthalten

Korrigendum

Im Artikel von Martin Killias über die Verhaftung der Gaddafis in Genf (*Weltwoche* Nr. 35/09, Seite 11) hat sich ein sinnstörender Fehler eingeschlichen. Zu erwarten hatten die Gaddafis nach dem revidierten schweizerischen Strafrecht nicht eine Freiheits-, sondern eine bedingte Geldstrafe. Der Autor betont ausserdem, dass Argumente, die Gaddafis hätten diese Untersuchungshaft «verdient», abwegig seien. Denn Verhaftung und Untersuchungshaft sind – abgesehen von befürchteter Verdunkelungs- oder Wiederholungsgefahr, die im Falle der Gaddafis auschieden – grundsätzlich unverhältnismässig und damit unzulässig, wenn kein Freiheitsentzug zu erwarten ist. Ihre Verhaftung war daher nicht nur «deplatziert» oder «unhöflich», sondern illegal. *Die Redaktion*

Unsere Monats-Hits.



Nokia 6700 Classic

12 Monate

1. CHF

Sunrise flat classic

Exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo CHF 498.–

- 5,0-Megapixel-Kamera mit Autofokus und 8-fach-Digitalzoom
- TFT-Display mit 16,7 Mio. Farben
- Quadband, HSDPA/HSUPA, A-GPS, Bluetooth



Nokia N97

24 Monate

1. CHF

Sunrise flat max

Exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo CHF 998.–

- 5,0-Megapixel-Kamera mit Carl-Zeiss-Optik
- Full-Touchscreen und QWERTZ-Tastatur, 32 GB interner Speicher
- Quadband, HSDPA, A-GPS, WLAN

Die Abogebühr mit Handyangebot beträgt bei Sunrise flat classic CHF 50.–/Mt. und bei Sunrise flat max CHF 75.–/Mt.

Weitere günstige Angebote im Sunrise center oder unter sunrise.ch/shop

Sunrise

Das IV-Syndrom

Ein Streifzug durch die Gerichtssäle zeigt, warum Profiteure leichter zu einer Invalidenrente kommen als Leute mit echten Gebrechen. Die Beispiele zeigen: Missbrauch wird kaum bestraft, Gutachter und Ärzte lassen sich an der Nase herumführen. Von Alex Baur und Miroslav Barták (Illustrationen)



Die moderne IV hat mit Rollstühlen und Prothesen nur noch am Rande zu tun.

Die gebürtige Thailänderin Nana S. lebt seit über dreissig Jahren im Zürcher Unterland. Seit 1995 lässt sich die mittlerweile sechzigjährige ehemalige Prostituierte ihren Lebensunterhalt vom Sozialamt finanzieren. Obwohl Nana S. längst über einen Schweizer Pass verfügt, hat sie nie richtig Deutsch gelernt. Damit sie auf dem Arbeitsmarkt überhaupt eine Chance hat, wollte das Sozialamt die Thai-Schweizerin vor drei Jahren in einen Deutschkurs schicken. Nana S. wies die Auflage entrüstet zurück und verzichtete ab November 2006 auf Unterstützung. Vorübergehend wenigstens. Drei Monate später, im Februar 2007, meldete sie sich erneut bei der Fürsorge an.

Was der zuständige Sozialarbeiter nicht wusste: Nana S. hatte zwischenzeitlich von der Invalidenversicherung (IV) eine Rente zugesprochen bekommen. Einen Vorwurf kann

man ihm darob nicht machen. Denn für Aussenstehende ist die Invalidisierung von Nana S. nicht nachvollziehbar. Sie gehört zu jener seit Jahren wachsenden Mehrheit von IV-Rentnern, denen aufgrund einer objektiv nicht nachweisbaren psychischen oder psychosomatischen Unpässlichkeit Arbeitsunfähigkeit attestiert wird. Als ein Sozialarbeiter im Herbst 2007 zufällig von der Rente erfuhr, erstattete er Strafanzeige. Denn Nana S. hatte ihre «Nebeneinkünfte» dem Sozialamt verschwiegen.

Unwissen schützt vor Strafe

Wie die Untersuchung zeigte, hatte Nana S. darüber hinaus bereits im Sommer 2006 von der IV rückwirkend 34330 Franken bekommen und dies dem Sozialamt verschwiegen. Rund ein Jahr blieb der Fall bei der Staatsanwaltschaft liegen, bis diese am 3. September

2008 Anklage wegen Betrugs erhob und eine Strafe von 150 Tagessätzen auf Bewährung sowie 1500 Franken Busse forderte. Was immer diese symbolische Strafe auch bedeuten mag, es spielt keine Rolle – kürzlich wurde Nana S. vom Zürcher Obergericht freigesprochen.

Die Begründung des Freispruchs ist eine Ohrfeige für jeden, der seine Bürgerpflichten ernst nimmt: Nana S. sei sich gar nicht bewusst gewesen, einen Betrug zu begehen. Zwar hatte sie sich mehrfach schriftlich mit ihrer Unterschrift verpflichtet, gegenüber dem Sozialamt alle Einkünfte offenzulegen. Die Sozialarbeiter hatten sie auch mündlich auf diese Pflicht aufmerksam gemacht. Doch damit, so fanden die Richter heraus, sei noch lange nicht bewiesen, dass Nana S. die Ermahnungen und Vereinbarungen auch verstanden habe, wo sie doch kaum Deutsch spreche.

Für die Gemeinde brachte die zweijährige Prozessiererei um den vermeintlichen Routinefall bloss Ärger und Spesen. Nana S. wird sogar das ergaunerte Geld, mit dem Segen der Justiz, behalten dürfen. Mit dem Freispruch fiel das Schadenersatzbegehren der Gemeinde dahin. Zwar könnte dieser Entscheid angefochten werden. Doch bei Nana S. ist nichts zu holen. Sie behauptet, das Geld im Casino Baden verzockt zu haben. Heute lebt sie von einer IV-Rente plus Zusatzleistungen. Diese Einkünfte sind nicht pfändbar, auch wenn sie über dem (tieferen) betriebsrechtlichen Existenzminimum liegen.

Der Fall Nana S. ist exemplarisch für den Alltag im Schweizer Invalidenwesen, obwohl die IV vom Verfahren nur indirekt tangiert war. Die Frage, warum Nana S. überhaupt eine IV-Rente bezieht, wurde gar nicht erst gestellt. Man hat sich daran gewöhnt, dass «Invalidität» mit Rollstühlen und Prothesen nur noch am Rande zu tun hat. Das lässt sich statistisch belegen. Doch die Realität, die hinter Zahlen steht, wird hermetisch abgeschirmt durch Datenschutz und Amtsgeheimnis. Der (öffentliche) Strafprozess bietet Aussenstehenden praktisch die einzige Möglichkeit, sich ein Bild zu machen. Das Bild mag einseitig sein und lückenhaft. Doch die Mechanismen, die sich hier offenbaren, sind alarmierend.

IV-Rente als Alibi für Berufsverbrecher

Oft ist das Aufdecken eines Betruges zu Lasten der Invalidenversicherung das Nebenprodukt eines Strafverfahrens, wie ein Streifzug durch die Zürcher Gerichtssäle zeigt. Im Dezember etwa stand Elshani F., ein 32-jähriger IV-Rentner aus dem Kosovo, vor den Schranken des Bezirksgerichts. Verurteilt wurde der Mann in erster Linie wegen zahlreicher Einbrüche. Der Schuldspruch wegen Versicherungsbetrugs kam lediglich beiläufig zur Sprache. Hätte Elshani F. brav von seiner erschlichenen Rente gelebt, er wäre kaum aufgefliegen.

Im Juni 2001 hatte F. «in massiv überhöhter Geschwindigkeit» einen Unfall verursacht. In der Folge klagte er über fürchterliche Kopfschmerzen und Panikzustände, die ihn zum Pflegefall machten. Gemäss medizinischem Gutachten war «die Familie des Versicherten mit der Pflege und Betreuung massiv überfordert und der Dekompensation nahe». Elshani F. sei nicht einmal in der Lage, einfachste Arbeiten zu verrichten oder «einen affektiven Rapport» herzustellen. «Er gibt auf Fragen nie Antwort und fixiert mit den Augen sein Gegenüber nicht», notiert der Sachverständige, «irrt im Zimmer herum und schaut völlig unmotiviert und nicht erkennend verschiedene Gegenstände von nahem an.»

Ohne seinen Clan, der ihn rührend betreue, wäre F. gemäss Gutachten aufgeschmissen gewesen. Deshalb erhielt er neben der Rente eine Integrationsentschädigung über 85 440 Fran-

ken sowie Hilflosengeld zugesprochen. Insgesamt läpperten sich so innerhalb weniger Jahre 329 208 Franken zusammen.

In Tat und Wahrheit verübte der Kosovare just in jenem Zeitraum als Mitglied einer Bande rund fünfzig Einbrüche mit einer Beute im Wert von rund einer halben Million Franken. Elshani F. tat sich als versierter Panzerknacker hervor und verübte beim Abtransport von Tresoren «Schwerstarbeit», wie der Staatsanwalt vermerkte. An sich hatte der Mann, der für seine gesammelten Straftaten zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, auch ohne IV mehr als genug zum Leben. Gut möglich, dass ihm die Rente in erster Linie als eine Art Alibi für seine illegalen Einkünfte diente. Diese Masche gilt unter Berufsverbrechern als gerichtsnotorisch.



Gefälschte Bescheinigungen aller Art.

In den letzten Jahren befasste sich die Zürcher Justiz auch wiederholt mit professionellen, auf den Sozialversicherungsbetrug spezialisierten Banden aus dem Balkan, die Verkehrsunfälle auf Bestellung arrangieren und gefälschte Bescheinigungen aller Art organisieren. Der Schaden geht in die Millionen. Zahlenmässig fallen die Profis allerdings kaum ins Gewicht. Eine viel grössere Bedrohung für unsere sozialen Institutionen ist jene Schar von Profiteuren, die ohne grosse kriminelle Energie ein System ausreizen, das nur noch am Rande für jene «Invaliden» genutzt wird, für die es einmal gedacht war. Wie viele es sind, kann niemand seriös beantworten. Zum einen liegt dies im Wesen der Dunkelziffer. Zum andern ist die Grenze zwischen legal und illegal oft unscharf.

Vojslav P. zum Beispiel erlitt im September 2004 einen Unfall beim Rasenmähen. Seither,

so behauptete der 60-jährige Hauswart aus dem damaligen Serbien-Montenegro, könne er den (schmerzenden) Arm nicht mehr bewegen. Die IV erklärte ihn zu hundert Prozent arbeitsunfähig. Seine Schmerzen lassen sich medizinisch nicht erklären, aber auch nicht widerlegen. Der Serbe versicherte, er könne nicht einmal eine Einkaufstasche tragen, geschweige denn schreiben oder Auto fahren. Wäre er zu Hause geblieben oder in seine Heimat verreist, man hätte ihm kaum je etwas anderes nachweisen können. Doch Vojslav P. mochte nicht untätig herumsitzen.

Zum Verhängnis wurde ihm das indes nur, weil die Unfallversicherung seines Arbeitgebers involviert war. Im Gegensatz zur IV mochte sich der private Versicherer nicht allein auf die Angaben des Serben stützen und engagierte einen Detektiv. Dieser filmte Vojslav P. mehrmals – am Steuer seines Autos, beim Einkaufen, bei der Arbeit. Im letzten Mai verurteilte das Bezirksgericht den Hauswart wegen Betrugs zu zehn Monaten Gefängnis bedingt. Über die Rückforderung der Versicherung von 96 818 Franken plus Verfahrenskosten wird in einem separaten Zivilprozess gestritten.

Invalide bei der Arbeit gefilmt

Ob die Versicherung ihre Auslagen je hereinholen wird, ist fraglich. Immerhin wurden künftige Zahlungen verhindert, die sich über die Jahre zu einem stolzen Betrag akkumuliert hätten. Ein Beispiel dafür liefert ein Betrugsfall, der im letzten Februar im Tessin zur Verurteilung eines serbischen Ehepaars zu einer bedingten Freiheitsstrafe von je zwei Jahren führte (*Weltwoche* Nr. 06/09). Nach einem angeblichen Arbeitsunfall, der auf das Jahr 1993 zurückgeht, behauptete die Frau, ihre rechte Hand nicht mehr gebrauchen zu können und unter schrecklichen Schmerzen zu leiden. Insgesamt bezahlten die IV und andere Versicherungen über eine Million Franken.

Während die IV klaglos zahlte, hegte auch in jenem Fall ein privater Unfallversicherer Verdacht und setzte Privatdetektive auf das Ehepaar an, das (wegen der Zusatzleistungen) pro forma im Tessin gemeldet war, de facto aber in Serbien lebte. Die Schnüffler filmten die vermeintlich teilgelähmte Frau bei der Arbeit in Haus und Garten. Sie konnten auch belegen, dass sich die Rentnerin ihre angeblich unheilbaren Verletzungen selber beigebracht und vor jedem Arztbesuch «aufgefrischt» hatte.

Doch der Beweis reichte der Tessiner Staatsanwaltschaft nicht, die das Verfahren gleich wieder einstellen wollte. Die Versicherung musste alle Hebel in Bewegung setzen, um den Fall doch noch kurz vor der Verjährung zur Anklage zu bringen. Mittlerweile sind die Betrüger erstinstanzlich verurteilt worden. Doch der Prozess steht, sechzehn Jahre nach dem fingierten Unfall, erst am Anfang des Zuges durch die Gerichtsinstanzen. Immerhin: Auf

einem Konto der vermeintlich bedürftigen IV-Rentner wurden 543 753 Franken vorläufig blockiert, eine Beschlagnahme von Immobilien in Serbien wird zumindest versucht.

Nach jahrelangem Zögern arbeitet mittlerweile auch das für die IV zuständige Bundesamt für Sozialversicherung (BSV) gelegentlich mit Detektiven zusammen. Mit Erfolg. Von sechs Überwachungen, die das BSV 2008 gegen mutmassliche IV-Betrüger in Auftrag gab, mündeten alle in ein Strafverfahren. Gemessen an 343 023 in der Schweiz und 59 348 im Ausland ansässigen IV-Rentnern (Kinder inklusive) ist das aber nicht mehr als ein Tröpfchen auf einen heissen Stein. Abgesehen davon ist nicht jeder landläufig empfundene Missbrauch auch ein Betrug im juristischen Sinn.

Erst kürzlich sprach das Berner Obergericht die Kosovarin Shehrije M. von Schuld und Strafe frei, obwohl diese mit fingierten Schmerzen im Arm diverse Versicherungen unbestrittenermassen um eine halbe Million Franken prellen wollte. Detektive hatten die Simulantin zweifelsfrei überführt. Die Berner Justiz brachte den Fall zügig voran. Im letzten Oktober wurde Shehrije M. von einem Laiengericht in erster Instanz verurteilt. Doch die Oberrichter Philippe Chételat (SP), Marcel Cavin (SP) und Martin Rätz (SVP) kamen zum Schluss, der medizinische Gutachter sei den fadenscheinigen Lügen der Kosovarin derart naiv aufgeessen, dass von Arglist keine Rede sein könne – und mithin auch nicht von Betrug.

Ärzte, Juristen und Funktionäre tun sich schwer mit dem Thema Missbrauch und schieben sich gegenseitig die Verantwortung zu. Wer sich zum Opfer erklärt, geniesst in der Schweiz eine Art Immunität. Tatsächlich ist

30 Prozent aller medizinischer Gutachten sind laut Suva schlicht unbrauchbar.

unangenehm, einem vermeintlich leidenden Patienten zu sagen: «Was Sie sagen, klingt unglaubhaft, Sie lügen mich an.» Also winkt man die Rente durch. Ohne Risiko, auf Kosten der Allgemeinheit. Noch nie wurde ein Gutachter für seine Fehldiagnose zur Kasse gebeten.

So erhob auch im Fall Shehrije M. der Gutachter, Professor Kai Rössler vom Berner Inselspital, die Wehklagen der Kosovarin ungeprüft zur Tatsache. Doch das Opfer des Betrugs war nicht er, sondern die Versicherung. Und als diese Bedenken anmeldete, reagierte Professor Rössler pikiert: «Mehrere Fachleute [haben] klar zum Ausdruck gebracht, dass eine organische Unfallfolge die Ursache der hier vorliegenden Beschwerden ist. Ich glaube, Sie wären gut beraten, dies zu akzeptieren.» Dabei hatten andere Ärzte Rössler bereits darauf hingewiesen, dass sich die Muskeln am vermeintlich gelähmten Arm nicht zurückgebildet hatten.



Fehlendes Verständnis für den Sozialstaat.

Bislang galt in der Schweiz das Prinzip, dass der Arzt seinen Patienten vertraut. Dass ein Betrug keiner sein soll, nur weil ein Patient den guten Glauben eines Arztes dreist und schamlos ausnützt, ist für Nichtjuristen gleichwohl schwer nachvollziehbar. Doch das Berner Urteil ist kein Einzelfall. Das Bundesgericht sprach einen Strassenarbeiter (Herkunft unbekannt) vom Betrugsvorwurf frei, der sich selber ins Bein geschossen und eine Attacke vorgetäuscht hatte. Die Suva hatte den Schaden bereits bezahlt und verlangte nun ihr Geld zurück. Erfolglos. Weil X. in den vier Jahren zuvor schon insgesamt zehn angebliche Unfälle «erlitten» und bei der Versicherung abkassiert hatte, hätte die Suva gemäss bundesgerichtlicher Logik viel früher misstrauisch werden und die Zahlung verweigern müssen.

In den Medien sind die Schummeleien zu Lasten der Sozialversicherungen – abgesehen von spektakulären Einzelfällen – meist nicht mehr als eine Kurzmeldung wert. Hinter den im Einzelnen relativ geringen Deliktsummen, die sich über die Jahre zwar schnell einmal zu mehreren hunderttausend Franken zusammenlappern, stecken oft komplizierte, aber letztlich banale Geschichten aus dem Immigrantenumfeld, die mit Übersetzern über die Landes- und Kulturgrenzen hinweg aufwendig rekonstruiert werden müssen. Dabei enden die Verfahren «mangels Vorsatz» nicht selten mit einem Freispruch. Und Geld ist in der Regel auch nicht mehr zu holen.

Vor diesem Hintergrund erstaunt nicht, dass Betrugsvorwürfe in den Amtsstuben demotivierter Staatsanwälte verstauben oder gar nicht erst zur Anzeige gebracht werden. Die Nonchalance, mit der Schummeleien im Sozialbereich hingenommen werden, zeitigt eine

fatale Wirkung. Das geringe Risiko von Sanktionen ist für Immigranten, die oft mit einem kargen Budget auskommen müssen, schon fast eine Aufforderung zum Betrug. Sie wissen, dass Kontrollen schwierig und aufwendig sind. Das spricht sich herum. Ein Teufelskreis.

Der hohe Anteil von Immigranten bei den Betrügern ist gerichtsnotorisch. «Den Tätern geht meist jegliches Unrechtsbewusstsein ab», meint ein erfahrener Richter. Vielen fehle nicht nur der soziale Bezug zur Gesellschaft, in der sie leben, sondern auch das Verständnis für den Sozialstaat, der in ihrer Heimat mitunter gar nicht existiert. In Ländern ohne demokratische Tradition erscheint es akzeptabel, dass man sich vom Staat holt, was zu holen ist. Der Weg in die IV wird gleichsam als kleine Abkürzung in die wohlverdiente Pension angesehen, als Sprungbrett zurück in die Heimat.

Sozialamt vs. Invalidenversicherung

Wie der auf Versicherungsrecht spezialisierte Berner Fürsprecher Rolf P. Steinegger in seinem Aufsatz «Zum Mysterium des helvetischen Schleudertraumas» schreibt, privilegiert unser Rechtssystem den Schummler gegenüber echten Opfern. Der Mechanismus lässt sich, etwas verkürzt, wie folgt auf den Punkt bringen: Der Simulant bringt die Symptome vor, die gemäss «Schema X» von ihm erwartet werden – echte organische Schäden, die sich bei jedem Menschen etwas anders auswirken, sind dagegen schwerer nachzuweisen. Gemäss einer internen Evaluation der Suva sind 19 Prozent aller medizinischen Gutachten mangelhaft, 30 Prozent sogar schlicht unbrauchbar. Doch die Experten schaffen die Grundlagen, über die sich kein Richter hinwegsetzen darf.



Unser Rechtssystem bevorzugt den Schummler.

Bisweilen machen sich Behörden regelrecht zum Komplizen von Profiteuren. Dies illustriert der Fall des Türken Veli E., über den die *Weltwoche* bereits vor zwei Jahren berichtete (Nr. 34/07). Während Jahren tanzte der heute 46-jährige zweifache Familienvater den Mitarbeitern des Zürcher Sozialamtes auf der Nase herum. Angeblich wollte Veli E. unbedingt arbeiten, doch wenn sich ein Job präsentierte, fand er immer eine Ausrede, das Angebot auszuschlagen. Ein klassischer Fall für die IV.

Wegen diverser angeblicher Leiden zog Veli E. von Arzt zu Arzt, bis er 2004 auf Grund von «Depressionen» eine Invalidenrente zugesprochen bekam. Auf eine Therapie wurde verzichtet, weil der Mann gemäss Gutachter «als türkischer Bauernsohn und Hilfsarbeiter einer intellektuellen Aufarbeitung der psychischen Problematik nicht zugänglich» sei. Gegenüber der IV wurde er durch Anwälte des Zürcher Sozialamtes vertreten. Das ist eine übliche Praxis. In den Städten werden rund ein Drittel der Abgänger bei der Fürsorge, die man statistisch unter der Rubrik «abgelöst» als vermeintlichen Erfolg verbucht, in die IV abgeschoben.

Wer bei der IV landet, hat in der Regel für den Rest seines Lebens ausgesorgt und braucht sich nicht mehr um ein reguläres Einkommen zu bemühen. Reicht die Rente nicht aus, kommen Ergänzungsleistungen dazu. Wenn man alles mit berücksichtigt – von Alimenten über Zahnarzt und Kinderhort bis hin zur Steuerbefreiung –, kommt eine vierköpfige Familie schnell einmal auf Sozialleistungen von monatlich 5000 Franken. Das ist mehr, als ein ungelernter Arbeiter verdient. Zudem sind Sozialrentner vor Betreibungen geschützt und können, je nach Gebrechen, auch noch einen Behindertenparkplatz beanspruchen.

Im Fall Veli E. kam die IV, was sehr selten vorkommt, Anfang 2007 auf ihren Entscheid zurück und strich die Rente. Zusatzabklärungen hatten ergeben, dass der Türke durchaus arbeitsfähig war. Doch es kam noch dicker: Während die Anwälte des Zürcher Sozialamtes einen geharnischten Rekurs gegen den IV-Entscheid einreichten, liess die Staatsanwaltschaft den Türken am 11. Juni 2007 wegen Verdachts auf Betrug verhaften. Es hatte sich herausgestellt, dass der IV-Rentner seit Jahren diverse Restaurants geführt hatte.

Skandalös am Fall Veli E. ist vor allem ein Nebenaspekt: Gemäss Arbeitsnotizen des zuständigen Sozialarbeiters, die der *Weltwoche* als Kopie vorliegen, wusste man beim Sozialamt spätestens seit dem 9. Januar 2006, dass der IV-Rentner ein «Patent zur Führung einer Gastwirtschaft» besass. Klient Veli E. erklärte seinem Betreuer, er fungiere lediglich als «Strohmann» für den wahren Besitzer des Restaurants, der offiziell nicht in Erscheinung treten wolle. Der Sozialarbeiter belies es bei einer mündlichen Ermahnung.

Der Fall Veli E. war der Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Zürcher Stadtparlaments bekannt, die Anfang 2008 dem Sozialamt faktisch einen Persilschein ausstellte. Doch im GPK-Bericht sucht man vergeblich nach einer Erklärung – die Sache wurde durch Stillschweigen erledigt. Am 1. Juli dieses Jahres stand Veli E. wegen des IV-Betrugs vor den Schranken des Bezirksgerichts Zürich. Das Urteil stand bei Redaktionsschluss noch aus.

40 Prozent psychische Gebrechen

Der GPK-Bericht entspricht dem Zeitgeist. Seit Jahren werden Missstände im Sozialwesen schöneredet. Dabei zeigt schon ein Blick auf die Statistik, dass etwas nicht stimmen kann. Obwohl wir gesünder leben denn je, hat sich die Zahl der IV-Rentner seit 1990 praktisch verdoppelt. Die «klassischen» Invaliden, die in der aktuellen Kampagne für die IV-Vorlage (einmal mehr) ihre verstümmelten Körper herzeigen müssen, sind längst eine Minderheit.

Rund 40 Prozent der modernen «Invaliden» leiden an psychischen Gebrechen, weitere 38 Prozent an Schmerzen oder angeblichen Unfallfolgen, die sich objektiv weder beweisen noch widerlegen lassen. Dramatisch ist der Anstieg der IV-Quote bei den über Sechzigjährigen (15 Prozent). Immigranten werden, gemessen an den Schweizern, statistisch gesehen doppelt so oft invalid. Gemäss einer Erhebung aus dem Kanton Zug steigt bei Zuwanderern aus dem ehemaligen Jugoslawien das «Invaliditätsrisiko» gar auf das Dreifache.

Trotzdem griffe es zu kurz, das Phänomen allein auf die Immigranten zurückzuführen. Seit den 1990er Jahren wird die IV systematisch als Auffangbecken für überzählig gewordene Arbeitskräfte missbraucht. Namentlich Staatsbetriebe wie SBB und Post haben einen

Teil ihres Stellenabbaus über die «Invalidisierung» älterer Mitarbeiter abgewickelt. Wird ein Angestellter im Unfrieden gefeuert, kann er sich ohne weiteres krankschreiben lassen. Die seelische Belastung einer Entlassung reicht als Begründung für Arbeitsunfähigkeit und wird von den Arbeitsgerichten in der Regel akzeptiert. Die psychische Verstimmung kann nach der Ansicht deutscher Mediziner sogar chronische Züge annehmen und zum Krankheitsbild «posttraumatisches Verbitterungssyndrom» führen. Bis zur Invalidität ist dann nur noch ein kleiner Schritt.

Fragt sich, wie lange wir uns diese Verleumdung des Krankheits- und Invalidenbegriffs leisten können – und wollen. 3,945 Millionen Arbeitnehmer füttern in der Schweiz rund 400 000 IV-Bezüger durch, 15 Prozent der Leistungen gehen ins Ausland. Mit einem Jahresbudget von 12 Milliarden Franken übersteigen die Ausgaben der IV die Investitionen des Bundes in die Landesverteidigung oder in die Bildung (je knapp 4 Milliarden Franken) um das Dreifache. Dabei generiert die IV ein Defizit von 1,3 Milliarden Franken pro Jahr. Am 27. September soll das Volk entscheiden, ob es den desolaten Zustand der Invalidenversicherung durch eine Steuererhöhung und einen Transfer von fünf Milliarden Franken aus der Altersvorsorge notdürftig entschärfen will. Oder ob wir uns vorweg nicht ein paar grundsätzlichen Fragen stellen sollten. ○

suche.ch[®]
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?

- suchmaschine.ch
- presse.ch
- stellenvermittlung.ch
- fahrzeuge.ch
- carreisen.ch
- geschenke.ch
- onlineshops.ch
- wetterbericht.ch**

Kampf ums Kleingedruckte

Kaum jemand ist heutzutage so umfassend geschützt wie der Konsument. Aus Angst, dass ihnen die Arbeit ausgehen könnte, stellen die Konsumentenschützer immer neue und immer absurdere Forderungen. *Von Alex Reichmuth*



Gesetze, Vorschriften und Verbote: Lebensmittel im Restaurant.

Neuerdings verlangen Konsumentenschützer, dass die Resultate amtlicher Lebensmittelinspektionen öffentlich gemacht werden. Die Gäste seien ansonsten den *Säuniggeln* unter den Wirten wehrlos ausgeliefert. Dabei zeichnen die Konsumentenschützer das Bild eines allgemeinen Hygiene-Notstands in den Restaurants. Würden ihre Warnungen zutreffen: Man könnte nur mehr unter Lebensgefahr auswärts essen. Selbstverständlich gibt es vereinzelte *Grüsel* unter den Beizern – aber ihnen wird das Handwerk durch Betriebsschliessung jeweils rasch gelegt. «Keiner muss Angst haben, nach einem Restaurantbesuch zu erkranken», stellte der Zürcher Kantonschemiker Rolf Etter vor kurzem fest. Übertrieben ist die Diagnose, völlig wirkungslos sind die Lösungsvorschläge: Mehr Transparenz ist mit öffentlichen Inspektionsberichten kaum zu erreichen. Die Lebensmittelinspektoren würden in diesem Fall eine Beiz in ihren Berichten nur noch dann negativ

bewerten, wenn die Zustände unhaltbar sind und das Lokal sowieso geschlossen wird. Alles andere wäre eine unverhältnismässige Gefährdung der Existenz von Wirten.

Verbote statt Selbstverantwortung

Schon vor zwei Jahren wollte die Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) die Gastronomie mit einem ähnlich untauglichen Rezept regulieren und verlangte eine obligatorische Deklaration von industriell vorgefertigten Speisen auf den Menükarten. Die Idee erwies sich bald als Rohrkrepiierer. Der Begriff Convenience-Food ist schwammig – darum hätte der bürokratische Aufwand, um Wirte zu einer entsprechenden Deklaration zu zwingen, schnell überbortet. Dazu merken aufmerksame Kunden auch ohne eine solche Deklaration, wo gut gekocht wird.

Die Beispiele aus der Gastronomie zeigen, wie Konsumentenschutz heute oft funktio-

niert: Spezialisierte Organisationen und Medien stilisieren einzelne negative Kundenerlebnisse zu einer allgemeinen Misere hoch, sprechen den Konsumenten dabei jegliche Selbstverantwortung ab und fordern immer neue Gesetze, Vorschriften und Verbote.

Erreicht wird das Gegenteil

Typisch ist die Auseinandersetzung um die Allgemeinen Geschäftsbedingungen, also das sogenannte Kleingedruckte in Verträgen. Ohne Zweifel: In manchen Fällen sind solche Bestimmungen ungünstig für die Konsumenten abgefasst. Handyabonnemente lassen sich nur unter Kostenfolge kündigen, beim Kauf von technischen Geräten werden Garantierechte beschnitten, oder Verkäufer haften nur eingeschränkt für die von ihnen abgesetzte Ware. Die meisten Unternehmen allerdings behandeln ihre Kunden fair. Es würde darum genügen, auf schwarze Schafe hinzuweisen und in diesen Fällen auf kundenfreundlichere Bestimmungen zu drängen. Doch die Konsumentenschützer wollen mehr: Sie fordern ein Verbot von «missbräuchlichen Klauseln im Kleingedruckten». Ein solches Verbot würde aber bedeuten, dass eine Bewilligungsinstanz entscheidet, welche Bestimmungen «missbräuchlich» sind. Der Staat müsste sich in eine Unmenge von privaten Verträgen einmischen.

Konsumentenschützer rufen schnell nach neuen Vorschriften und Verboten, weil die Konsumenten in ihren Augen unfähig zu eigenem Denken und Handeln sind – und darum völlig hilflos. Häufig in den Schlagzeilen sind Carfahrten und Werbeveranstaltungen, an die mit dubiosen Gewinnversprechen gelockt wird. In der Regel dienen solche Anlässe unseriösen Verkäufern, um den Anwesenden nutzlose Produkte zu horrenden Preisen aufzuschwatzen. Aber auch hier gilt: Nur wer ziemlich naiv ist, kauft bei einem solchen Anlass. Denn die berühmten psychologischen Tricks, mit denen die Verkäufer ihre Klientel angeblich weichklopfen, sind selten mehr als plumpe Sprüche. Von Konsumentenschützern kommt jedoch immer wieder die Forderung, solche Veranstaltungen einer Bewilligungspflicht zu unterstellen oder ganz zu verbieten. Dabei würde es genügen, die Selbstverantwortung spielen zu lassen: Wer hingehet und kauft, ist selber schuld.

Natürlich wurden in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche sinnvolle Verbesserungen zugunsten der Kunden erreicht. SKS-Geschäfts-

leiterin Sara Stalder erinnert zu Recht an die Einführung von Konsumentenrechten wie etwa Rückgabeansprüchen und Garantieregeln, an die konsequente Deklaration von Herkunftsländern und Inhaltsstoffen sowie an die allgemein bessere Qualität von Konsumprodukten, insbesondere von Lebensmitteln.

Konsumentenschutz war in der Vergangenheit oft dringend nötig. Heute hingegen sind die Konsumenten in fast allen Bereichen ausreichend geschützt: Im Verkauf stehende Produkte sind nach allen möglichen Kriterien geprüft, Dienstleistungen weisen fast immer eine hohe Qualität auf – und falls doch einmal Mängel auftauchen, stehen den Kunden umfassende Beschwerde- und Umtauschrechte zu. Für die Konsumenten ist dies sehr erfreulich – für die Konsumentenschützer ist es ein Elend: Ihnen droht die Arbeit auszugehen. Sie sind Opfer des eigenen Erfolges.

Sara Stalder von der Stiftung für Konsumentenschutz widerspricht dieser Einschätzung: Gerade in der Schweiz seien die Kunden noch immer ungenügend geschützt. Im Zuge der Marktöffnung brauche es eine weitere Stärkung der Konsumentenrechte, insbesondere mehr Schutz beim Kleingedruckten in Verträgen und bei neuen Absatzkanälen wie dem Internet. Tatsächlich ist der Forderungskatalog von Konsumentenschutzorganisationen noch immer prallvoll. Ob er auch gehaltvoll ist, ist eine andere Frage. Zweifel sind angebracht: Gefordert werden immer neue, immer weiter gehende Regulierungen. Regulierungen, die den Konsumenten mitunter gar schaden.

Diskriminierte Opfer

Ein Beispiel: Das vor einigen Jahren eingeführte Konsumkreditgesetz verpflichtet Kreditgeber, Daten über die Zahlungsfähigkeit ihrer Kunden in einer zentralen Datenbank zu sammeln. Die Vorschrift wurde massgeblich auf Druck der Konsumentenschützer eingeführt. Diese wollten dadurch verhindern, dass Personen mit einem lockeren Umgang mit Geld in die Schuldenfalle geraten. In der Praxis zeigt sich aber, dass das Gesetz zum Problem wird: Selbst wer nur vorübergehend Zahlungsschwierigkeiten hat, kann sich im gesetzlich vorgeschriebenen Sündenregister wiederfinden und bleibt dort unter Umständen jahrelang vermerkt. Auch wenn die Finanzen längst wieder in Ordnung sind, wird es so unmöglich, auch nur eine Kreditkarte zu bekommen. Der vermeintliche Schutz für Kreditnehmer entpuppt sich als deren Entmündigung. Auf Jahre werden die vermeintlichen Opfer geschädigt und diskriminiert.

In einem Bereich ist zugunsten von Konsumenten tatsächlich noch einiges nachzuholen: bei den Preisen. Zu oft müssen auf der Hochpreisinsel Schweiz Kunden übermässig tief in den Geldbeutel langen, weil Marktmächtige Preise diktieren und Profiteure zu wenig kon-

sequent bekämpft werden. Der Preismisstand besteht insbesondere beim Staat, der die Monopolstellung bei seinen Tarifen und Gebühren oft bis zur Schamlosigkeit ausnutzt. Hier, wo mehr Schutz für Konsumenten nötig ist, holten in den letzten Jahren aber nicht etwa die klassischen Konsumentenschützer die Kohlen aus dem Feuer – sondern Rudolf Strahm, langjähriger SP-Nationalrat und bis 2008 eidgenössischer Preisüberwacher. Mit hartnäckigem Argumentieren und viel Sachverstand klopfte Strahm in seiner Amtszeit manchen Sonntagliberalen aus seinem Werktagsschlaf – und erreichte für die Konsumenten Preisnachlässe in Millionenhöhe.

Die «klassischen» Konsumentenschützer fokussieren ihre Arbeit hingegen mit Vorliebe



Selbstschutz: SKS-Leiterin Stalder.

auf Bereiche, wo mit wenig Aufwand viel Aufmerksamkeit zu erzielen ist – etwa auf die Bewirtschaftung von allerlei Gesundheitsängsten: die Angst vor Handystrahlung, die Angst vor gentechnisch veränderten Organismen oder die Angst vor allen möglichen Lebensmittelgiften – Nitraten im Salat, Pestiziden in Früchten, Transfetten im Gebäck, Dioxin in der Milch, PCB in den Fischen. Gemeinsam ist diesen «Lebensmittelkandalen», dass kaum je eine reale Gefahr für die Gesundheit besteht, die Konsumentenschützer aber auch hier Vorschriften und Verbote verlangen.

Erinnert sei an den Wirbel um Acrylamid, einen potenziellen Schadstoff, der vor einigen Jahren von schwedischen Wissenschaftlern in gerösteten Nahrungsmitteln nachgewiesen wurde. Die Konsumentenschutzorganisationen und die Medien warnten vor Krebsgefahr, obwohl Acrylamid seit Urzeiten ganz natürlich in der Nahrung vorkommt und es völlig unklar

war, ob und wie weit dieser Stoff gesundheitlich überhaupt relevant ist. Die Konsumentenzeitschrift *K-Tipp* warf den Bundesbehörden Trägheit vor, weil sich diese nicht an der Acrylamid-Hysterie beteiligen wollten und von einem Grenzwert für Lebensmittel absahen. «In der Schweiz werden Konsumentenangelegenheiten den Interessen der Wirtschaft untergeordnet», beklagte sich SKS-Präsidentin Simonetta Sommaruga damals. Dem Rummel um Acrylamid ging schon wenige Wochen später die Luft aus.

Wer schützt die Verkäufer?

Hinter dem Etikett «Konsumentenschutz» verbirgt sich oft links-grüne Maximalpolitik. Was sich überparteilich und streng konsumentenorientiert gibt, ist schlicht Parteipolitik. Vor den nationalen Wahlen 2007 wollte die SKS herausfinden, welche Partei die konsumentenfreundlichste ist, und legte diesen fünf Fragen vor. Bei drei Fragen ging es um typische Forderungen der Linken: ob die Parteien weiterhin eine gentechfreie Schweizer Landwirtschaft befürworten, ob sie für eine Aufnahme der Komplementärmedizin in die Grundversicherung sind und ob sie eine Deklaration von Nanoprodukten bejahen. Kein Wunder, dass die bürgerlichen Parteien angesichts dieses Fragenkatalogs flach herauskamen: «Sie sind oft völlig ignorant», kommentierte die damalige SKS-Geschäftsleiterin Jacqueline Bachmann die angeblich konsumentenfeindliche Haltung von CVP und FDP.

Viele Konsumenten mögen sich wundern, auf welche Weise sie von Konsumentenorganisationen und den ihnen nahestehenden Medien vertreten werden. Viele Unternehmer und Verkäufer ärgern sich gar, dass in der Öffentlichkeit noch immer das Bild der rücksichtslosen Industrie und der wehrlosen Kunden gezeichnet wird. Dabei seien die Machtverhältnisse oft umgekehrt. Sie berichten von Konsumenten mit grenzenlosen Ansprüchen, die alles haben, aber nichts bezahlen wollen. Von Kunden, die sich von Fachhändlern ausführlich beraten lassen, und dann billig übers Internet bestellen. Von Käufern, die sich beliefern lassen, ohne dann die Rechnung zu begleichen.

Generell gehen viele Kunden davon aus, man könne auch einwandfreie Produkte ohne weiteres umtauschen und von eingegangenen Verträgen jederzeit zurücktreten. Im Lichte solcher Erfahrungen bekommt der Begriff «Konsumentenschutz» neue Bedeutung: als Schutz der Unternehmer und Verkäufer vor den Konsumenten.

Alex Reichmuth, 41, arbeitete viele Jahre im Konsumenten-Journalismus.

Verdreht und hochgespielt. Wie Umwelt- und Gesundheitsrisiken instrumentalisiert werden. NZZ Libro. 312 S., Fr. 38.–

Die Brücke von Chappaquiddick

Edward «Ted» Kennedy war ein begnadeter Vollblutpolitiker, aber auch ein Mann mit menschlichen Schwächen. Ein Autounfall verhinderte seine ganz grosse Karriere. Die Schuld am Tod einer jungen Frau lastete schwer auf ihm. Bis heute wird gerätselt, was damals wirklich geschah. *Von Hanspeter Born*

An der Trauerfeier in Boston pries Präsident Obama Ted Kennedy als «einen Kämpfer für diejenigen, die niemand vertritt, als die Seele der Demokratischen Partei, als den Löwen des US-Senats»: «Wir hören immer noch seine Stimme, wie sie durch die Senatshalle dröhnt, wie er mit gerötetem Gesicht als wahre Naturgewalt auf das Rednerpult hämmert, sei es zugunsten von Krankenfürsorge oder Arbeiterrechten oder Bürgerrechten.» Tatsächlich war Ted Kennedy eine überlebensgrosse Figur, ein mitreissender Redner, der wortgewaltig selbst einen Reagan oder einen Obama in den Schatten stellen konnte, ein Parlamentarier von aussergewöhnlichem Verhandlungsgeschick, von Freunden und politischen Gegnern als humorvoll und unermüdlich geschätzt. Auf sein Wort konnte man sich verlassen, bestätigte John McCain, einer der vielen Freunde Kennedys im republikanischen Lager. Ted Kennedy war vermutlich das grössere politische Talent als seine von Mörderhand früh dahingerafften Brüder Jack und Bobby.

In den Lobreden auf den Verstorbenen wurden die Schattenseiten seines Charakters nur verschämt angetippt. Ted Sorensen, John F. Kennedys Redenschreiber, bemerkt in seiner Würdigung des Senators, ein «hässlicher Autounfall» auf der Chappaquiddick-Insel hätte diesem 1969 beinahe sein Leben gekostet und der «Chappaquiddick-Vorfall» habe seinen «glänzenden Aussichten auf ein noch höheres Amt schliesslich ein Ende» gesetzt.

Es kann mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass Ted Kennedy 1976 für das höchste Amt der USA kandidiert hätte und wohl zum Präsidenten gewählt worden wäre, hätte es nicht diesen «hässlichen Autounfall» gegeben. Doch was genau geschah in jener Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1969?

Immer wieder rief er Mary Jos Namen

Ted Kennedy, damals 37 und stellvertretender demokratischer Fraktionsführer im Senat, nahm an einer mehrtägigen Segelregatta vor Martha's Vineyard teil, einer der Halbinsel Cape Cod vorgelagerten Insel. Am Abend des 18. Juli war der Senator an einer Grillparty, zu der auch sechs junge Wahlkampfshelferinnen – die sogenannten «Boiler Room Girls» – seines ein Jahr zuvor durch ein Attentat ums Leben gekommenen Bruders Robert eingeladen waren. Die Party fand im Lawrence Cottage, einem Ferienhaus auf Chappaquiddick, statt. Chappaquiddick ist eine kleine Insel, die durch

eine Fähre mit der Stadt Edgartown auf Martha's Vineyard verbunden ist. Man grillierte Steaks, trank mässig – Kennedy hatte zwei Coca-Cola mit Rum –, hörte Musik und plauderte. Wie der Senator später bei einer gerichtlichen Untersuchung berichtete, verabschiedete er sich von der Feier «ungefähr um 23.15 Uhr». Gemäss seiner Aussage bat ihn Mary Jo Kopechne, eine 28-jährige ehemalige Sekretärin Robert Kennedys, sie nach Edgartown mitzunehmen. Kennedy verlangte von seinem an der Party teilnehmenden Chauffeur Jack Crimmins die Schlüssel. Ausnahmsweise wollte er den schwarzen Oldsmobile selber fahren, weil die Gäste noch nicht fertiggegessen hatten. Dem Chauffeur sagte er, er sei müde und wolle noch (die um Mitternacht fahrende) letzte Fähre erwischen. Mary Jo habe zu viel Sonne gekriegt und fühle sich nicht wohl. Mary Jo sah davon ab, sich von den andern Gästen zu verabschieden, liess ihre Handtasche und ihren Zimmerschlüssel im Ferienhaus zurück.

Aus Versehen, wie er angab, kam Kennedy bei einer Kurve von der zur Edgartown-Fähre führenden, gutmarkierten Asphaltstrasse ab und bog in eine unbeleuchtete Naturstrasse ein, die über eine geländerlose Holzbrücke zum Meeresstrand führte. Am Nachmittag hatte ihn sein Fahrer Crimmins auf demselben Weg zum Schwimmen chauffiert. Kennedy fuhr nach eigenen Angaben etwa mit 30 km/h, als sein Wagen von der Brücke abkam und in den Kanal stürzte. Der Oldsmobile überschlug sich und ging mit dem Dach voran auf den Grund. Es war stockdunkel, das trübe Wasser strömte rapid in den Wagen ein. Kennedy konnte wegen des Wasserwiderstands die Türe nicht öffnen, aber irgendwie – vermutlich durchs offene Fenster auf der Fahrerseite – schaffte er es, sich zu befreien und an die Wasseroberfläche zu gelangen, wo ihn eine starke Strömung wegtrieb.

Er schwamm zum Ufer und watete dort Richtung umgekipptes Auto, dessen Scheinwerfer unter Wasser erkennbar waren. Immer wieder rief er Mary Jos Namen, tauchte dann «sieben oder acht» Mal zum versunkenen Wagen, wobei ihn die Strömung jedes Mal wegtrug. Schliesslich verliessen ihn die Kräfte, und er legte sich erschöpft ans Ufer. Nach etwa einer Viertelstunde stapfte und torkelte er die anderthalb Kilometer zum Ferienhaus zurück, wo die Party immer noch im Gang war.

An der Tür erblickte er Ray LaRosa, einen der Gäste, und sagte zu ihm: «Ray, hol mir Joe.»

Joe – Kennedys Cousin Joseph Gargan – fand den Senator auf dem Rücksitz des hinter dem Ferienhaus parkierten weissen Valiant. Kennedy forderte seinen Cousin auf, noch Paul herbeizurufen. Paul Markham war ein langjähriger Freund und der Organisator der Fete. Den beiden erklärte er, ein schrecklicher Unfall habe sich ereignet, man müsse sofort losfahren. Gargan steuerte den Wagen über die Brücke und richtete die Scheinwerfer auf die Stelle, wo der Oldsmobile unter Wasser lag. Gargan und Markham sprangen nun in den Kanal, in der Hoffnung, Mary Jo noch zu retten. Gargan gelang es, sich halbwegs durch ein offenes Fenster zu zwängen, wobei er sich blutige Schürfwunden am Arm zuzog. Nach schätzungsweise 45 Minuten mussten auch Gargan und Markham aufgeben. Allen drei war klar, dass Mary Jo tot sein musste. Auf der Fahrt zur Fähranlegestelle brach Kennedy zusammen und begann zu schluchzen.

Der Fluch der Kennedys

Wie Markham später berichtete, sagte der Senator: «Dies kann nicht geschehen sein. Was werde ich tun, was kann ich tun?» Nur Kennedy, Markham und Gargan wissen, was auf der Fahrt genau besprochen wurde. Später zirkulierten Spekulationen, wonach der Senator der Polizei sagen wollte, Mary Jo habe den Wagen gefahren, oder er den Cousin gebeten habe, die Schuld auf sich zu nehmen. Auf jeden Fall drängten Markham und Gargan Kennedy, den Unfall zu melden, was dieser auch versprach: «Ihr kümmert euch um die Mädchen, ich kümmere mich um den Unfall.» Den Frauen an der Feier solle man den Unfall verschweigen. Er befürchtete, dass «es nur eine Sache von Sekunden sein würde, bevor alle diese Mädchen, die langjährige und enge Freundinnen von Mary Jo waren, zur Unfallszene und ins Wasser gehen würden», wenn sie vom Unfall erführen. Dann könnte «einer von ihnen ein ernsthaftes Unheil zustossen». Man hätte auch in der Nacht die Fähre herbeibestellen können, aber Kennedy tat dies nicht. Er sprang ins Wasser und durchschwamm die 150 Meter breite Meerenge nach Edgartown, wobei er mit der starken Strömung kämpfen musste.

Kurz nach 2 Uhr erreichte er sein Hotelzimmer, zog die nassen Kleider aus und legte sich aufs Bett. Wirre, wilde Gedanken bewegten ihn. Er fragte sich, ob Mary Jo sich vielleicht habe retten können, ob nicht alles bloss ein böser Traum sei und «die schreckliche Last dieses



«Löwe des US-Senats»: Ted Kennedy 1962 während einer Frankreich-Reise.



Mary Jos Beerdigung: Kennedy mit Frau Joan.



Grosser Bruder: John F. Kennedy (l.) mit Ted.



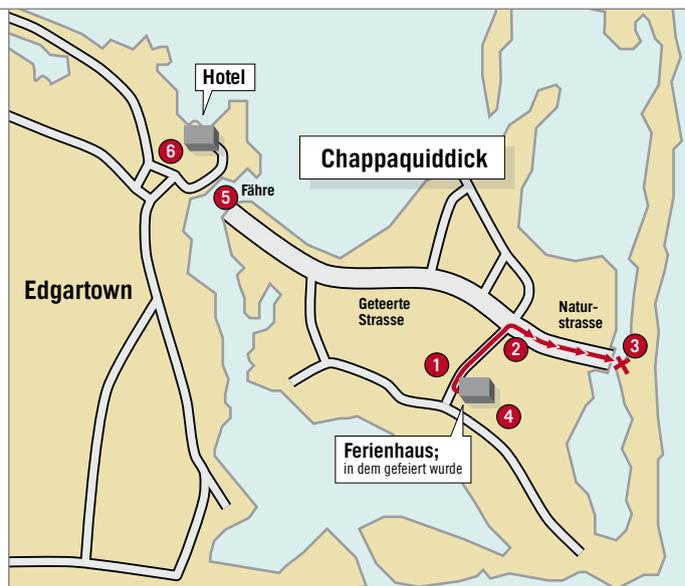
«Hässlicher Autounfall»: Taucher bergen Kennedys Oldsmobile am 19. Oktober 1969.



Ertrunken oder erstickt?: Mary Jo Kopechne.

Chronologie des Unfalls vom 18. Juli 1969

- 1 – Edward Kennedy verlässt das Ferienhaus mit Mary Jo Kopechne um 23.15 Uhr.
- 2 – Kennedy sagt, hier sei er in die falsche Strasse abgebogen.
- 3 – Der Wagen versinkt neben einer Brücke im Wasser, und Mary Jo Kopechne ertrinkt.
- 4 – Kennedy kehrt zunächst zum Ferienhaus zurück und sucht dann mit zwei Begleitern nochmals den Unfallort auf.
- 5 – Kennedy schwimmt über die Meerenge nach Edgartown.
- 6 – Um 2.00 Uhr ist Kennedy im Hotel.



unglaublichen Augenblicks nicht auf irgendeine Weise von seinen Schultern fallen werde», ob nicht ein böser Fluch auf allen Kennedys laste: «Ich war, offen gesagt, überwältigt von einem Durcheinander von Gefühlen – Trauer, Furcht, Zweifel, Erschöpfung, Panik, Verwirrung und Schock.» Er verlor jedes Zeitgefühl. Dann hörte er Geräusche, zog Hemd und Hose an und trat aus dem Zimmer. Der Mitbesitzer des Gasthauses traf ihn und fragte, ob er behilflich sein könne. Kennedy antwortete: «Ich bin durch den Lärm, der aus dem Nebenzimmer kommt, gestört worden. Ich suchte nach meiner Uhr, die ich offenbar verlegt habe. Wie spät ist es?» Der Mann schaute auf die Wanduhr: «Es ist genau 2 Uhr 25. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?» Kennedy sagte: «Nein danke», und ging zurück ins Zimmer.

Um 7.30 Uhr war der Senator wieder auf den Beinen und begegnete zufällig dem Sieger der Vortagesregatta, mit dem er ungezwungen fachsimpelte. Dabei erwähnte er die Ereignisse der Nacht mit keinem Wort und vermittelte nicht den Eindruck, dass sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Gegen 8 Uhr erschienen Gargan und Markham im Hotel und gingen mit Kennedy aufs Zimmer. Dort gestand er, den Unfall immer noch nicht der Polizei gemeldet zu haben. Er hatte es auch nicht übers Herz gebracht, Mary Jos Mutter telefonisch vom Tod ihrer Tochter zu berichten. Die drei nahmen die Fähre nach Chappaquiddick. Nach Aussagen des Fährmannes zeigte sich der Senator gut gelaunt. Als Kennedy von einem Passagier gefragt wurde, ob er vom Unfall gehört habe, entfernte er sich wortlos.

Zwei Monate Gefängnis bedingt

Zwei Fischer hatten den im Wasser versunkenen Wagen entdeckt. Der um 8.20 Uhr informierte Polizeichef Dominick Arena von Edgartown eilte zur Unfallstelle und versuchte erfolglos, ins Auto einzudringen. Dem her-

zitierten Taucher John Farrar gelang es in kurzer Zeit, Mary Jos Körper zu bergen. Um 9.15 Uhr stellte ein Arzt den Tod durch Ertrinken fest. Nachdem Kennedy an der Fähranlegestelle vergeblich versucht hatte, seinen Vertrauensanwalt telefonisch zu erreichen – er selber, Gargan und Markham waren übrigens alle studierte Juristen –, beschloss er, sich in Edgartown der Polizei zu stellen. Als Polizeichef Arena vom Unfallort auf den Posten zurückkam, teilte Kennedy ihm mit: «Ich war der Fahrer.» Seinem Begleiter Markham diktierte er zuhause der Behörden eine Erklärung über den Vorfall und zog sich auf den Kennedy-Familiensitz auf Cape Cod zurück.

Dort trafen in den nächsten Tagen Politiker, Ratgeber, Wahlkampfstrategen und Anwälte ein, die schon zur engsten Entourage John F. Kennedys gehört hatten, darunter der ehemalige Verteidigungsminister Robert McNamara, Redenschreiber Ted Sorensen, Kenneth O'Donnell und Richard Goodwin. In tagelangen Beratungen wurde das Vorgehen besprochen. Am Dienstag, 22. Juli, flog Kennedy zusammen mit seiner schwangeren Frau Joan und Begleitern mit einer Privatmaschine nach Plymouth in Pennsylvania, um an Mary Jos Beerdigung teilzunehmen. Der Senator trug eine steife Halskrause, was zeigte, dass er sich beim Unfall verletzt hatte. Mary Jos Eltern, die sich einer Autopsie widersetzt hatten, lehnten das Angebot Kennedys, für die Bestattung aufzukommen, frostig ab.

Nach einem Schweigen von sieben Tagen, in denen Presse und Öffentlichkeit heftig spekulierten, erschien der Senator am 25. Juli in Edgartown und erklärte sich für schuldig, den Ort eines von ihm verursachten Unfalls verlassen zu haben. Richter James Boyle verurteilte ihn zu zwei Monaten Gefängnis bedingt und einem Jahr Führerausweisentzug. Gleichen Abends wandte sich der Senator via Fernsehen an seine Wähler im Bundesstaat Massachu-

setts. In der 17-minütigen Rede zeigte er sich zerknirscht, dementierte aber energisch hässliche Spekulationen, wonach er und Mary Jo Kopechne sich eines «unmoralischen Verhaltens» schuldig gemacht hätten: «Es gab zwischen uns nie eine private Beziehung irgendwelcher Art.» Auch habe er den Wagen nicht unter Alkoholeinfluss gesteuert. Zu seinem Versäumnis, den Unfall zu melden, erklärte er: «Mein Verhalten und meine Gespräche in den nächsten Stunden ergeben – soweit ich mich daran erinnern kann – keinen Sinn. Obschon meine Ärzte mir mitteilten, ich hätte eine Hirnerschütterung erlitten, will ich nicht versuchen, meiner Verantwortung für meine Handlungen zu entgehen, indem ich die Schuld meinem physischen und emotionalen Trauma oder irgendjemand anderem zuschiebe. Ich halte die Tatsache, dass ich den Unfall nicht sofort der Polizei meldete, für unentschuldigbar.»

Zum Schluss der Rede legte Kennedy sein politisches Schicksal in die Hand der Wähler. Die guten Bürger von Massachusetts reagierten mit einer Flut von Telefonaten, Telegrammen und Briefen, in denen sie ihn in ihrer grossen Mehrheit bestürmten, nicht zurückzutreten und im Senat zu bleiben.

Hat Ted Kennedy gelogen?

Im darauffolgenden Januar fand unter der Federführung von Richter James Boyle eine Untersuchung des Todes von Mary Jo Kopechne statt, an der Kennedy und andere Zeugen unter Ausschluss des Publikums ausführlich befragt wurden. In seiner Schlusszusammenfassung befand der Richter, dass Mary Jo Kopechne als Folge des Unfalls zwischen 23.30 und 1.00 Uhr durch Ertrinken gestorben war. Kennedy habe es beim Anfahren an die Brücke an der notwendigen Sorgfalt fehlen lassen und habe wahrscheinlich durch nachlässige Führung seines Motorfahrzeugs zum Tode Mary Jo Kopechnes beigetragen. Boyle bezichtigte den Senator unzweideutig der Lüge, indem er feststellte, dass Kennedy nicht beabsichtigt habe, zur Fähre zu fahren, und dass sein Abbiegen in die (zum Strand führende) Dike Road kein Versehen, sondern gewollt war.

Auf eine bis heute umstrittene Frage lieferte die Untersuchung aber keine Antwort: Hätte Mary Jos Leben gerettet werden können, wenn Kennedy den Unfall sofort gemeldet hätte? Auf seinem Rückweg zum Ferienhaus war Kennedy an einem 135 Meter vom Unfall entfernt liegenden Haus vorbeigegangen, in dem noch Licht brannte und es ein Telefon gab. Auf dem Weg zum Ferienhaus gab es noch vier weitere Häuser mit Telefonanschluss sowie eine Feuerwache mit Münztelefon. John Farrar, der Taucher, der Mary Jos Leiche barg, sagte aus, dass ihr Körper gegen eine Stelle im Hintersitz des Wagen gepresst war, wo sich eine Luftblase gebildet hatte. Er schloss daraus,

dass die Frau nach dem Unfall noch eine längere Weile in einer Lufttasche überlebt hatte, und meinte: «Wenn ich, fünf oder zehn Minuten nachdem der Unfall erfolgte, einen Anruf erhalten hätte und – wie ich dies am folgenden Morgen tun konnte – innert fünfundzwanzig Minuten an der Seite des Opfers gewesen wäre, bestünde die starke Möglichkeit, dass sie bei ihrer Bergung aus dem versunkenen Wagen noch am Leben gewesen wäre.» Nach Ansicht des Tauchers wie auch des Leichenbestatters erstickte die Begleiterin des Senators Kennedy. Dem Senator übelgesinnte Kritiker rechneten aus, dass Mary Jo noch bis zu fünf Stunden gelebt und verzweifelt nach Luft gerungen haben könnte, bevor sie qualvoll starb.

Die Untersuchung konnte auch keine Erklärung geben, wieso die Zeitangaben Kennedys nicht mit den Beobachtungen von Christopher Look, einem Hilfssheriff, in Einklang zu bringen waren. Look sagte nämlich aus, dass er um 0.30 Uhr den Regattaball in Edgartown verlassen und mit einem Begleitboot des Jachtklubs nach Chappaquiddick übergesetzt habe. Zwischen 0.30 Uhr und 0.40 Uhr habe er einen dunklen Wagen mit einem Mann und einer Frau auf den Vordersitzen gesehen, der sich der Kreuzung mit der Dike Road genähert habe. Das Auto sei dann in ein privates Nebensträsschen, die Cemetery Road, eingebogen und habe dort angehalten. In der Annahme,

die Insassen hätten sich verirrt, sei Look ausgestiegen und auf das Auto zugegangen. Als er sich diesem auf etwa zehn Meter genähert habe, sei dieses rückwärts losgefahren. Als er den Insassen zurief, er wolle ihnen helfen, sei der Wagen die Dike Road hinunter weggestoben. Look glaubte, auf dem Nummernschild den Buchstaben L und 7 als erste und letzte Zahl erkannt zu haben. Kennedys Oldsmobile trug die Nummer L78207. Wenn Look sich nicht getäuscht (oder fabuliert) hatte, ereignete sich der Unfall nicht, wie Kennedy angab, schon um 23.30 Uhr, sondern erst gegen 0.45 Uhr. Bei seiner Einvernahme bestritt Kennedy, in einem Nebensträsschen angehalten zu haben, rückwärtsgefahren oder einem anderen Fahrzeug begegnet zu sein. Wären Looks Angaben richtig, müssten nicht nur Kennedy, sondern auch Gargan und Markham Falschaussagen gemacht haben, was nicht sehr wahrscheinlich scheint.

«Der Traum wird niemals sterben»

Im November 1970 wurde Ted Kennedy als Senator von Massachusetts glanzvoll wiedergewählt. 1972 und 1976 war Chappaquiddick noch zu sehr in der Erinnerung der Wähler, als dass er eine Präsidentschaftskandidatur erwogen hätte. Als sich dann aber Jimmy Carter als schwacher Staatsmann erwies und das Land sowohl aussen- wie wirtschaftspolitisch in die

Irre führte, konnte sich Kennedy im Herbst 1979 nicht mehr zurückhalten und forderte den amtierenden Präsidenten heraus. Kurz bevor er seine Kandidatur für die demokratische Präsidentschaftsnomination ankündigte, stellte er sich dem Fernsehjournalisten Roger Mudd zu einem Interview. Mudd hielt es für seine Pflicht, dem Senator hartnäckig unbequeme Fragen zu Chappaquiddick zu stellen. Kennedy hatte die Antworten bereit, geriet dann aber durch die Erinnerung an den fatalen Unfall so aus der Fassung, dass er bei anderen Fragen – «Wieso wollen Sie Präsident werden?» – hoffnungslos ins Stammeln geriet. Das peinliche Interview bedeutete praktisch das Ende von Kennedys Hoffnungen auf das Weisse Haus. In Erinnerung bleibt seine legendäre Rede am demokratischen Parteikonvent 1980 in New York mit dem denkwürdigen Schlusswort: «Die Arbeit geht weiter, die gute Sache bleibt, die Hoffnung lebt. Der Traum wird niemals sterben.»

Im vergangenen November hat der unheilbar krebserkrankte Ted Kennedy heimlich das Grab Mary Jo Kopechnes im Luzerne County in Pennsylvania besucht. Und kurz vor seinem Tod bat er den Papst in einem von Obama überreichten Brief, für ihn zu beten: «Ich weiss, dass ich ein fehlerhafter Mensch gewesen bin, aber mit der Hilfe meines Glaubens habe ich versucht, meinen Weg zu berichtigen.» ○

POULETBRÜSTCHEN MIT KARTOFFEL-BANANEN-GEMÜSE

FÜR 4 PERSONEN

1 Banane*, 1 Schalotte, 2–3 Teelöffel rote Currypaste, 2 dl Kokosmilch, 2 dl Gemüsebouillon, 500 g festkochende Kartoffeln, 4 Pouletbrüstchen, 1 Esslöffel Rapsöl, 2 Esslöffel Honig*, 2 Esslöffel Sojasauce, 2–3 Esslöffel Limonensaft, Salz, schwarzer Pfeffer* aus der Mühle

- 1 Die Banane mit der Schale halbieren. Die eine Hälfte beiseitestellen, die andere schälen und in Scheiben schneiden. Die Schalotte schälen und fein hacken.
- 2 Bananenscheiben, Schalotte und Currypaste in einer Pfanne ohne Fettzugabe anrösten. Mit Kokosmilch und Gemüsebouillon ablöschen und zugedeckt 5 Minuten kochen lassen.
- 3 Die Kartoffeln schälen und in 1 cm grosse Stücke schneiden. Zur Kokosauce geben und weich kochen.
- 4 Die Pouletbrüstchen mit Salz und Pfeffer würzen und in der Bratpfanne mit Rapsöl auf jeder Seite 4–6 Minuten braten. Honig und Sojasauce verrühren und die Pouletstücke nach dem Anbraten damit einstreichen. Die Pfanne vom Herd ziehen, mit Alufolie bedeckt 10 Minuten ruhen lassen.
- 5 Die restliche Banane ebenfalls schälen und in Scheiben schneiden. Banane und Limonensaft zu den Kartoffeln geben. Alles gut heiss werden lassen und mit Salz sowie Pfeffer würzen.
- 6 Zum Servieren die Brüstchen in Scheiben schneiden. Auf dem Kartoffelgemüse anrichten und mit etwas Bratjus beträufeln.

* aus fairem Handel

Kochidee von Starköchin Florina Manz

F. Manz

Heute koche
ich fair!



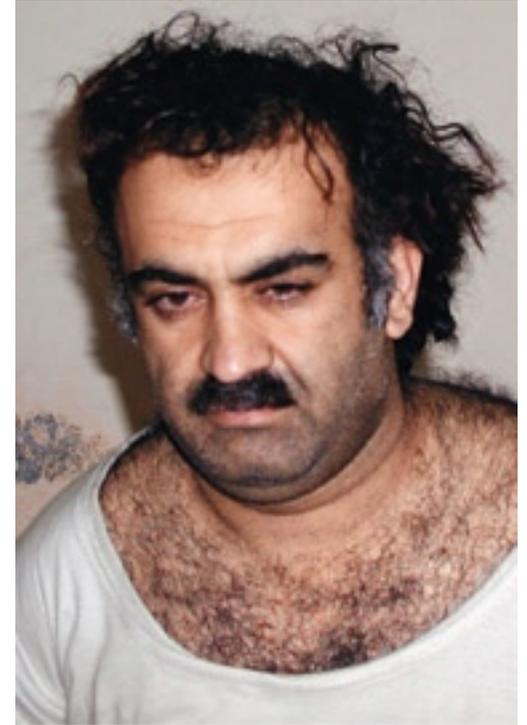
Mehr Rezepte und grosser Wettbewerb auf: www.maxhavelaar.ch

«Eine erstklassige Quelle»

Die Dokumente über Folterpraktiken in der Ära Bush belegen: Die umstrittenen Verhörmethoden haben Tausenden Menschen das Leben gerettet. Durch Waterboarding wurde ein Topterrorist der al-Qaida zum wichtigsten Informanten der CIA. *Von Urs Gehrig*



«Sinnlose Verhörtechnik»: Demonstration gegen Waterboarding in Washington.



Kooperationswillig: Scheich Mohammed.

Eigentlich wollte Barack Obama den Blick nach vorne richten, um die Flut anstehender Probleme zu lösen. Doch in einer Kehrtwende veröffentlichte seine Regierung vergangene Woche Dokumente über CIA-Verhörmethoden, die das politische Klima in den USA abermals anheizen. In den Papieren aus dem Jahr 2004 werden Praktiken beschrieben, die bisher nicht bekannt waren und welche die von der Regierung Bush verordneten Richtlinien überschritten. Treibende Kraft hinter der Publikation ist Justizminister Holder, der gleich einen Staatsanwalt einsetzte, der die Vorfälle strafrechtlich untersuchen soll.

Erwartungsgemäss hat sich das Gros der Medien über die «grausamen Foltermethoden» und die «sinnlose Verhörtechnik» ereifert. Dabei bietet die Lektüre der Dokumente interessante Erkenntnisse. Zuerst: Die umstrittenen Verhörmethoden waren ein Erfolg.

Dies gilt insbesondere für den prominentesten aller Terrorhäftlinge: Khalid Scheich Mohammed (KSM), den Architekten von 9/11 – den Mann also, der bereits 1999 die Idee einer Synchronattacke mit Linienflugzeugen gegen Wahrzeichen der USA ausheckte und sie Osama Bin Laden schmackhaft machte.

«Seit seiner Verhaftung im März 2003 ist Khalid Scheich Mohammed für die US-Regierung eine der Schlüsselquellen über al-Qaida

geworden», heisst es in einem CIA-Dokument mit dem Titel «Preeminent Source», das die Erkenntnisse der KSM-Verhöre zusammenfasst. «KSMs Informationen haben nicht bloss unser Wissensuniversum über Al-Qaida-Anschläge erweitert, sondern auch Hinweise geliefert, welche direkt zur Verhaftung von anderen Terroristen führten.»

Der bis vor kurzem als «streng geheim» klassifizierte Bericht über die Geständnisse von KSM führt in beklemmender Weise vor Augen, in welchem Ausmass al-Qaida ihre Terrorstrategie nach 9/11 fortsetzen wollte. Die avisierten Ziele reichten von den USA über Europa, Nahost bis Asien. Vorgesehen waren ein Flugzeugangriff auf das höchste Gebäude an der amerikanischen Westküste, Angriffe auf US-Tankstellen und Eisenbahnnetzwerke, die Brooklyn Bridge in New York und auf den Londoner Flughafen Heathrow.

«Erweiterte Verhörmethoden»

Die Geständnisse Mohammeds, der Verhörtechniken wie Waterboarding (dabei wird ein Tuch über die Atemwege des Verdächtigen gelegt und mit Wasser begossen, wodurch ein Erstickungsgefühl eintritt) unterworfen wurde, halfen den Geheimdiensten, zahlreiche Anschläge zu vereiteln, wodurch das Leben von Tausenden Menschen gerettet werden konnte.

Einige Kritiker harter Verhörmethoden anerkennen zwar die Erfolge der CIA, sind jedoch der Meinung, dass der gleiche Zweck mit weicheren Mitteln zu erreichen gewesen wäre. Diese Einschätzung lässt sich nicht belegen. Der Fall KSM zeigt im Gegenteil, dass erst der Einsatz von sogenannten erweiterten Verhörmethoden zum Ziel führte:

«KSM, ein hartgesottener Widerständiger, lieferte bloss ein paar wenige Informationen, bevor er mit dem Waterboard behandelt wurde, und die Auswertung dieser Information zeigte, dass das meiste davon veraltet, ungenau oder unvollständig war.» Der Wandel von einem Todfeind der USA zu einer «erstklassigen Quelle» habe sich erst mit den harten Befragungstechniken eingestellt.

Die Verhöre hatten unmittelbar nach seiner Verhaftung am 1. März 2003 begonnen. Sukzessive unterwarfen ihn die CIA-Befrager einer Serie von zunehmend strengeren Verhörmethoden, die in einem Schlafentzug von siebeneinhalb Tagen und 183fachem Waterboarding gipfelten. Diese Tortur habe den Widerstandswillen des Topterroristen gebrochen, worauf er sich kooperationswillig zeigte, und zwar, so belegt der Report, in ausserordentlichem Ausmass.

Für breite Teile der Gesellschaft ändert dieser Verhörerfolg der CIA nichts an ihrer Über-

zeugung, wonach Waterboarding und andere harte Verhörmethoden Folter seien und von einem Rechtsstaat nicht praktiziert werden dürften. Überdies streiten viele Kritiker den Nutzen von Folter generell ab. Wenn man jemandem die Nägel aus den Fingern reisse, sei der bereit, irgendetwas zu erzählen, bloss um die Peinigung zu stoppen.

Der Fall Khalid Scheich Mohammed widerlegt diese Sichtweise: «Wir kommen zum Schluss», so die Autoren des KSM-Dokuments, «dass Mohammeds Aussagen im Allgemeinen korrekt waren, denn seine Informationen scheinen in sich stimmig, und vieles von dem, was er gesagt hat, wird von anderen Häftlingen und anderen Analysen bestätigt».

Wie andere Gefangene ging KSM davon aus, dass inhaftierte Kollegen bereits Informationen preisgegeben hatten, und begann unter Druck selbst zu sprechen. Die CIA-Agenten konfrontierten die Häftlinge fortlaufend mit gewonnenen Erkenntnissen, wodurch sukzessive Teile des Terrornetzwerks aufgedeckt werden konnten. «Aufgrund der Aussagen von Häftlingen konnten wir bis Mitte 2003 eine Liste von siebzig Personen zusammenstellen – von vielen hatten wir nie zuvor gehört –, welche al-Qaida für Operationen im Westen vorgesehen hatte», heisst es im CIA-Untersuchungsbericht über die Anwendung der «erweiterten Verhörmethoden».

Topterrorist hält Vorlesung

Als sich KSM nach einigen Wochen Verhör kooperationswillig zeigte, wurden die «erweiterten Methoden» aufgehoben. Dennoch nahm sein Wille zur Kooperation nicht ab. Im Gegenteil. Es stellte sich bei ihm offenbar ein bemerkenswerter Wandel ein. Anderthalb Jahre nach seiner Verhaftung stand er in einem rudimentär gefertigten Vorlesungssaal vor einer Gruppe US-Geheimdienstoffiziere und hielt Refe-

rate, sogenannte *terrorist tutorials*. Während zweier Jahre diskutierte der Mann, der sich selbst als «Mastermind» von 9/11 bezeichnet, mit seinen Erzfeinden eine breite Palette von Themen, die von griechischer Philosophie bis zu Al-Qaida-Dogmen reichten.

Stets in englischer Sprache unterrichtend, «schien er die Gelegenheit zu geniessen, die inneren Mechanismen von al-Qaida, deren Pläne, Ideologie und Schlüsselfiguren zu erklären», zitiert die *Washington Post* eine Quelle, die bei solchen *terrorist tutorials* anwesend war. Die Lektionen hätten teilweise stundenlang gedauert. Dabei behandelte er seine «Studenten» offenbar streng. So habe er die mangelnde Aufmerksamkeit eines Zuhörers gerügt, weil sich dieser nicht an Details aus der vorherigen Lektion zu erinnern vermochte.

Während das Beispiel belegt, dass harte Verhörmethoden tatsächlich zu Ermittlungserfolgen führen können, bleibt die Frage nach der Effektivität der einzelnen Verhörtechniken unbeantwortet. Allerdings lassen sich grobe Abstufungen machen. «Einige Techniken schienen einen geringen Effekt zu haben, wogegen Waterboarding und Schlafentzug zwei der stärksten Techniken waren und eine Menge an Informationen zutage brachten», sagte John L. Helgerson, ehemaliger CIA-Generalinspektor und Autor des Untersuchungsberichts, letzte Woche der *Washington Post*.

Gegenstand der nun von der Obama-Regierung in Auftrag gegebenen Untersuchung ist der ganze Komplex der «erweiterten Verhörmethoden». Der dafür speziell eingesetzte Staatsanwalt soll herausfinden, ob die CIA-Agenten bei ihren Verhören die rechtlichen Vorgaben des damaligen Justizministeriums verletzen – und ob gegen sie ein strafrechtliches Verfahren eröffnet werden soll.

Wie die publizierten Dokumente belegen, kam es in einzelnen Fällen zu Übergriffen. So

wurde Abd al-Rahim al-Nashiri, der Drahtzieher des Bombenanschlags auf die «USS Cole» (17 Tote), mit einer Pistole und einer Bohrmaschine bedroht. Anderen Verhörten wurde angedroht, Familienangehörige würden umgebracht oder in ihrer Gegenwart vergewaltigt. Auch beim Waterboarding, das unter Bush prinzipiell erlaubt war, kam es zu Übertretungen, indem die Tortur zu oft wiederholt wurde. Dies war insbesondere bei Khalid Scheich Mohammed der Fall.

Demontage der CIA befürchtet

Laut unbestätigten Angaben drängte das Weisse Haus auf die Veröffentlichung des Berichts, während sich der von Obama ernannte CIA-Chef Leon Panetta dagegen gestraubt haben soll. Nach Ansicht Panettas erzählen die Dokumente eine alte Geschichte. Erstens seien die Verhörmethoden Vergangenheit. Zweitens hätten Staatsanwälte bereits in früheren Jahren die Fälle angeblicher Misshandlungen untersucht. Ein Vertragsangestellter der CIA sei verurteilt worden; in anderen Fällen habe die CIA Disziplinarmaßnahmen ergriffen.

Viele Politiker befürchten, dass die strafrechtliche Untersuchung zu schweren Zerwürfnissen zwischen Republikanern und Demokraten führen wird. Prominente Parteivertreter sowie Sicherheitsexperten warnen vor einer Demontage der CIA und einer Diffamierung all jener, die das Land beschützten.

Am Sonntag meldete sich eine Schlüsselfigur der Regierung Bush in einem Interview zu Wort. «Ich möchte auf den Fakt hinweisen, dass wir seit acht Jahren keinen Anschlag mehr hatten», sagte Ex-Vizepräsident Dick Cheney. «Die Kritiker mögen unsere Politik diffamieren, aber die Resultate sprechen für sich.»

Im Internet

Alle Dokumente auf www.weltwoche.ch/ksm

www.volkswagen.ch



Würde man zweitklassige Navigationssysteme nur immer so schnell erkennen.

Besser: Sie vertrauen der kompetenten Beratung und dem umfassenden Dienstleistungsangebot Ihres autorisierten VW Servicepartners. Denn er verwendet ausschliesslich Volkswagen Original Teile® und Volkswagen Original Zubehör®.

Besser gleich zum Volkswagen Servicepartner.
Damit Ihr Volkswagen ein Volkswagen bleibt.



Ooh... melette!

Julie Powell, Mutter der kulinarischen Seelensuche und Pionierin des Gastro-Blogs, erzählt, wie es mit «Julie & Julia» zur starbesetzten Verfilmung ihres Lebens kam. Von Sacha Verna

Es gibt «Fricassée de poulet au paprika». Das Rezept dafür steht auf Seite 262 von Julia Childs «Mastering the Art of French Cooking», Band 1, und ist kaum mehr lesbar, da von einer Schicht, sagen wir, früherer «Fricassées de poulet au paprika» überzogen. Diese Seiten haben gelitten. Noch mehr gelitten als das Relikt dessen, was einmal ein Kochbuch war, hat die Frau, die gerade die Butter-Eigelb-Sahne-Sauce für das Hühnchen zusammenrührt. Jedenfalls, wenn man dem Blog glaubt, den Julie Powell während des einen Jahres schrieb, in dem sie neben dem Paprika-Vogel auch sämtliche übrigen 523 Gerichte aus Childs «Art of French Cooking» nachkochte. Julie Powell hantiert in der offenen Küche ihres grossen Lofts in Long Island City, New York, und spricht über Hühnchen, Leiden und Julia Child. Und über den Erfolg, den sie all dem verdankt. Alle paar Minuten unterbricht ein vorbeidonnernder Lastwagen das Gespräch und lässt das Geschirr klappern.

Sie begann Enten zu entbeinen, Markknochen auszuschaben und sich mit Sulz-Eiern abzuquälen.

Die 36-Jährige ist die Mutter der Selbstfindung im Suppentopf. Nicht dass Powell das Essen als Vehikel der Seelensuche erfunden hätte. Doch das Erscheinen ihres auf dem Blog basierenden Buches «Julie & Julia: 365 Tage, 524 Rezepte und eine winzige Küche» löste in den USA eine gigantische Welle kulinarischer Egotrip-Literatur aus, in deren Ausläufern Autoren und Leser nach wie vor wohligh planchen. Ob «Ich, du und unser Pizzaofen» oder «Mein Jahr mit der Lammterriner» – die Gattung der *food memoirs* erfreut sich ungebrochener Beliebtheit dank eingängiger Botschaften und Aufforderungen wie «An den Herd statt auf die Couch!» oder «Entdecke deinen inneren Dinkelbrotbäcker!».

Ein derart vollwertiger Bestseller schrie geradezu nach einer Verfilmung mit Starbesetzung. Und so ist in «Julie & Julia» derzeit unter der Regie von Nora Ephron Meryl Streep als Julia Child zu sehen und Amy Adams als Julie Powell. An der New Yorker Premiere traten sich Gastro-, Hollywood- und sonstige Grössen (Yoko Ono?) auf dem roten Teppich gegenseitig auf die Zehen.

Doch der Reihe nach. Am Anfang des «Julie & Julia»-Abenteuers standen eine Möchte-

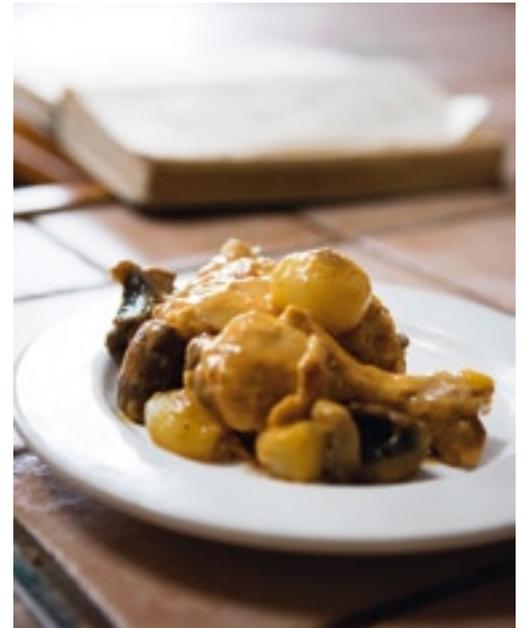
gern-Jane-Austen von 29 Jahren und schiere Verzweiflung: «Ich hatte das Gefühl, mein Leben versaut zu haben», sagt Julie Powell, wobei sie Pouletstücke anbrät. «Ich hasste meinen Sekretärinnenjob, hasste New York, wo ich seit sieben Jahren lebte und es zu nichts gebracht hatte. Für eine Schriftstellerkarriere fehlte mir der Mut, aber ich hatte keine Ahnung, was ich sonst anfangen sollte.»

Beinahe-Nervenzusammenbrüche

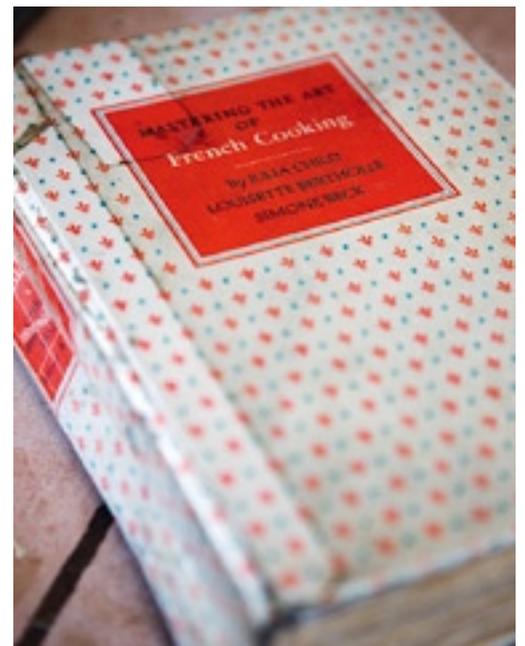
Die Rettung kam in Gestalt der imposanten, selbstbewussten Julia Child. Genauer: Julie Powell stiess im Küchenschrank ihrer Mutter auf Childs «Mastering the Art of French Cooking», jenen Kochbuchklassiker, der seit 1961 unzählige Amerikanerinnen und Amerikaner mit den Geheimnissen der französischen Küche vertraut gemacht hat. Julie Powell sah in dem dicken Schinken freilich mehr als Schritt-für-Schritt-Anleitungen für perfekte Sauce hollandaise und Moules à la marinière: «Ich glaubte, Julia Childs aufmunternde Stimme daraus herauszuhören», sagt Julie Powell. Die Idee, sich in einem Jahr durch das Buch zu kochen, war die ihre: «Ich dachte, wenn ich es schaffe, dieses Unternehmen durchzuziehen, hat mein Leben wieder einen Sinn.» Der Vorschlag, ein Online-Tagebuch über dieses Experiment zu führen, stammte von Powells Mann Eric.

Blogger hüpfen damals noch in den Kinderschuhen durchs World Wide Web. Food-Blogger trugen noch nicht einmal Schuhe. Dennoch fing Julie Powell an, in ihrer dürftig eingerichteten Küche Enten zu entbeinen, Markknochen auszuschaben und sich mit Sulz-Eiern in Variationen abzuquälen – und via Internet darüber zu berichten. Sie kochte bei Stromausfall, vereisten Wasserrohren und mit Bindehautentzündung. Sie kochte trotz, öfter mit Hilfe eines Ehemanns, der beim Malakoff-Fiasko mit ihr litt und auch angesichts von verdächtig flüssigem Hirn-Zweierlei nicht die Flucht ergriff.

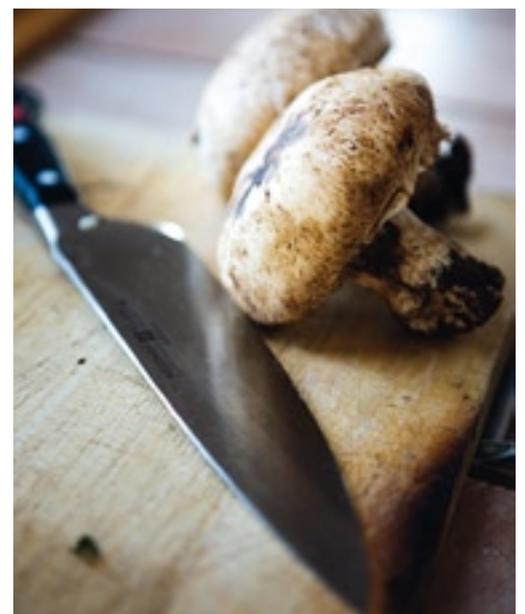
Wie sich zeigte, konnte das vernetzte Publikum nicht genug kriegen von Potage Parmentier à la Julie & Julia. Bald verfolgten täglich Zehntausende Julie Powells Kellenschwingerei und überhäuften die Köchin mit Zuspruch und Ratschlägen. Dabei war die Kunst des einhändigen Crêpes-Wendens in dem Blog sehr schnell zur Nebensache geworden. In den Vordergrund rückten die diversen Beinahe-Nervenzusammenbrüche, die die Autorin



Kochen gleich Verführung: Paprikahuhn.



Sinn des Lebens: Kochbuchklassiker.



Essen als Metapher: Champignons.



«Plötzlich empfinden Sie nichts anderes mehr als sündige Unterwerfung»: Köchin und Autorin Julie Powell.



Julia Child

In den Vereinigten Staaten gelang Julia Child (1912–2004), was Dr. Kinsey mit seinen «Kinsey Reports» bewirkte: Sie veränderte eine fundamentale menschliche Tätigkeit. Nämlich das Kochen.

1961 erschien «Mastering the Art of French Cooking», das erste von vielen Kochbüchern, mit dem Child im Alleingang die französische Küche an Amerikas heimische Herde brachte. Dieser Kochbuchklassiker hat sich bis heute millionenfach verkauft. Dank Meryl Streep als Julia Child auf der Leinwand steht die fünfzigste Auflage davon derzeit erneut auf Platz eins der Bestsellerlisten. Doch damit nicht genug. Die 1,88 Meter grosse Frau mit der kuriosen hohen Stimme war auch die Erste, die als Fernsehköchin Starstatus erlangte und Kochshows in den USA überhaupt erst populär machte.

Childs Küche wurde Stück für Stück nach Washington D.C. überführt und in der Smithsonian Institution originalgetreu wieder aufgebaut. Täglich bestaunen mehr Besucher die Childschen Kupfertöpfe im Landesmuseum als das Lincoln Memorial.

Julia Childs Botschaft war einfach: «Nobody is perfect.» Fiel ihr vor laufender Kamera ein Poulet auf den Boden, hob sie es fröhlich auf und flötete: «Niemand wird's merken.» Sie zeigte den Leuten, dass man kein Meister sein muss, um etwas Gutes zu kochen, und dass Selbstgekochtes auch dann besser schmeckt als Dosenfutter und Tiefkühlkost, wenn es ein wenig angebrannt ist.

Julia Child arbeitete während des Zweiten Weltkriegs für einen Vorläufer der CIA in Sri Lanka und China und lernte dort ihren Mann kennen. Mit Paul Child zog sie danach nach Frankreich, wo sie nicht nur französisch kochen, sondern überhaupt erst kochen lernte, u.a. an der berühmten Pariser Kochschule Le Cordon Bleu. Die Childs liessen sich 1961 in Massachusetts nieder. Endgültig zur Kultfigur, und zwar nicht nur ihrer kulinarischen Verdienste wegen, wurde Julia Child, als «Saturday Night Live» sie 1978 mit einem inzwischen legendären Sketch ehrte. Darin: Hühnerleber, halb abgesägte Daumen und Julias unverwechselbares «Bon apphétii!».

Julie & Julia. USA 2009. Mit Meryl Streep und Amy Adams. Regie: Nora Ephron. Ab 3. September in Schweizer Kinos

Puddingartige Geschmeidigkeit: Amy Adams als Julie Powell in «Julie & Julia».

beim Meistern nicht nur des Crêpes-Wendens erlitt. «Mich interessiert nicht, wie gut Ihnen die Pilze gelungen sind», erklärt Powell. «Mich interessiert, warum Sie Pilze gekocht haben an dem Abend, an dem Ihr Mann Sie verliess.» Sie sehe Kochen und Essen als Metapher, so Powell. Zum Beispiel dafür, wie sie sich aus einer verfrühten Midlifecrisis herauskämpfte, dabei ihre Festanstellung riskierte und fast ihre Ehe ruinierte.

Und natürlich: Kochen gleich Verführung, Essen gleich Sex. Julie Powell kann endlos über den «intensiven Geschmack und die puddingartige Geschmeidigkeit» von Kalbsleber

rhapsodieren, «die Ihnen unmissverständlich klarmacht, dass Sie etwas verspeisen, das aus etwas anderem herausgeholt wurde. Zuerst sträuben Sie sich dagegen und versuchen, das

«Zuerst sträuben Sie sich und versuchen, das Zeug möglichst schnell herunterzuwürgen.»

Zeug einfach möglichst schnell herunterzuwürgen, bis Sie merken, dass Sie gar nicht anders können, als sich dieser Erfahrung voll und ganz hinzugeben.» Das sei wie bei richtig tollem, unheimlich dominantem Sex: «Sie werden gegen die Wand geknallt, wehren sich, doch plötzlich empfinden Sie nichts anderes mehr als sündige Unterwerfung.» Wie bescheiden nehmen sich dagegen die Pilze und Zwiebelchen aus, die mit dem Paprikahuhn vor sich hin köcheln.

Julie Powell hat das Bloggen mittlerweile aufgegeben. Dafür verbreiten sich nun Horden anderer elektronisch über ihr Frühstücksmüesli. Demnächst erscheint in den Vereinigten Staaten Powells zweites Buch «Cleaving: A Story of Marriage, Meat, and Obsession». Der Untertitel «Eine Geschichte über Ehe, Fleisch und Besessenheit» verrät genug.

Um mit dem Hühnerfrikassee und Julia Child zu enden: guten Appetit.



Vollwertig: Meryl Streep als Julia Child.

Julie Powell: Julie & Julia. 365 Tage, 524 Rezepte und 1 winzige Küche. Aus dem Amerikanischen von Andrea Ott. Goldmann. 350 S., Fr. 16.90

«Hach, wäre das schön»

Der Berner Satiriker Andreas Thiel ist nach Island ausgewandert. Die Schweiz werde zum Überwachungsstaat, und den Isländern gehe es trotz Wirtschaftszusammenbruch bestens.



«Island hat weniger Einwohner, als die Schweiz Beamte hat»: Satiriker Thiel.

Herr Thiel, wieso sind Sie nach Island ausgewandert?

Es gibt Städte, die sieht man zum ersten Mal und denkt sich dabei: «Hach, wäre das schön, hier zu wohnen.» Das ist mir in Reykjavik passiert. Da Träume nur wahr werden, wenn man sie in die Tat umsetzt, bin ich nach Reykjavik gezogen. Auf der Liste stehen auch noch Oslo, Tokio und Wien.

Was ist in Island schöner als in der Schweiz?

Island hat weniger Politiker, weniger Staatsangestellte, weniger Gesetze, weniger Verordnungen und erst noch tiefere Steuern als die Schweiz. Die Schweiz mutiert langsam zu einem Überwachungsstaat, der seine Bürger verfolgt. Wer nicht für den Staat arbeitet oder von ihm Leistungen bezieht, sondern im Gegenteil

fähig ist, mit seinen Steuern und Abgaben diesen Staat mitzufinanzieren, steht im Verdacht, ein Betrüger, asozial und vermutlich auch noch Umweltverschmutzer zu sein. Eine Verwaltung, die Geschwindigkeitsübertreter und Falschparkierer wie Verbrecher verfolgt, erinnert mich an einen Polizeistaat. Da wandere ich lieber aus nach Island. Island hat weniger Einwohner, als die Schweiz Beamte hat.

In Island gibt es keine Parkbussen?

Ich habe jedenfalls noch keine erhalten. Und ich bin schon seit Mitte Mai hier (wenn man bedenkt, dass es in Zürich eher eine Frage von Minuten denn Stunden ist...). Die isländische Verkehrspolitik konzentriert sich darauf, das Autofahren dort zu unterbinden, wo die Elfen wohnen. Das ist wohl genauso unsinnig wie Moritz Leuenbergers Verkehrspolitik, tut aber weniger weh.

Die Schweiz ein Überwachungsstaat? Sie übertreiben.

Ich teilte einmal im Gefängnis eine Woche lang mit Schwerverbrechern den Fernsehraum (ich war arretiert wegen «Nichterfüllens der obligatorischen Schiesspflicht im wiederholten Rückfall»). Meine Zellennachbarn waren allesamt Analphabeten ohne jegliche Schulbildung und durchs Band der Meinung, es gebe dermassen viele Gesetze, dass es unmöglich sei, zu leben, ohne mit diesen in Konflikt zu kommen. Ich dachte damals, die Schwerverbrecher müssten einfach lernen, zu lesen und zu schreiben. Heute merke ich, dass es in der Schweiz mit der besten Schulbildung unmöglich ist, ein Unternehmen aufzubauen und Arbeitsplätze zu schaffen, ohne teure Anwälte damit zu beschäftigen, die gangbaren Wege im Gesetzes- und Verordnungsdschungel zu suchen. Die Schwerverbrecher hatten recht.

Sie bezeichnen häufig die gesamte politische Klasse der Schweiz als unfähig. Sind die isländischen Politiker besser?

Kaum. Aber ich verstehe nicht, was sie sagen. Das ist unglaublich befreiend.

Was denkt man in Island über die Schweiz?

Für die Isländer sind wir ganz normale Südosteuropäer.

Fühlt man sich in Island nicht wie am Ende der Welt? Ist es nicht frustrierend, drei Stunden fliegen zu müssen, um in die nächstgrößere Stadt zu gelangen?

Wenn man in Zürich wohnt, muss man auch ein paar Stunden mit dem Zug fahren, um in die nächstgrößere Stadt zu kommen.

Wie ist die Stimmung zurzeit in Island?

Wir haben hier gerade einen Jahrhundertssommer mit Temperaturen über 20 Grad. Wer noch eine Arbeit hat, nimmt frei.

Es herrscht also keine Krisenstimmung? Im Fernsehen zeigte man uns halbleere Lebensmittelläden und verzweifelte Menschen...

Das sind vermutlich Vegetarier, die den Salat suchen. Kulinarisch gesehen ist diese Insel eine Zumutung.

Sind die Isländer auch ein wenig stolz darauf, dass sie wegen der Krise so oft in den internationalen Medien kamen?

Auf zwei Dinge sollte man die Isländer besser nicht ansprechen: auf ihre Bäume (es gibt praktisch keine) und ihre Währung. Ansonsten sind die Isländer auf alles stolz, was isländisch ist, auch auf die Krise.

Was machen Sie, falls Island nächstens der EU beitrifft?

Dann ziehe ich nach Norwegen. Oslo steht, wie gesagt, auf der Liste.

Was vermissen Sie am meisten aus der Schweiz?

Den Salat.

Die Fragen stellte Lukas Voellmy.

«Ihr Biss ist wie ein Mückenstich»

Fledermäuse gelten als blutrünstig, unheilverheissend und dämonisch. Zu Unrecht, sagt Rodrigo Medellín. Ein Gespräch mit dem mexikanischen Fledertierforscher über Dracula, Vampire und schützenswerte Arten, ohne die es keinen Tequila gäbe. Von Roy Spring und Jan Feindt (Illustration)



«In Slums, wo die Leute in undichten Hütten leben, könnten sie sich auf menschliches Blut spezialisieren»: Vampirfledermäuse.

An Ihrem Revers steckt ein Fledermaus-Pin. Ein Symbol des Bösen?

Keine Sorge, ich bin harmlos. Genauso wie die meisten Fledermäuse. Fast alle Arten ernähren sich von Insekten, Früchten oder Nektar. Eine Million mexikanischer Bulldoggfledermäuse vernichtet in einer einzigen Nacht zehn Tonnen schädlicher Maismotten, gegen die man sonst Pestizide einsetzen müsste. Und ohne Fledermäuse gäbe es in Mexiko keinen Tequila, der für mehrere Dutzend Millionen Dollar weltweit exportiert wird und von dem über 300 000 Arbeitsplätze abhängen.

Ohne Fledermäuse keinen Tequila?

Ja, sie bestäuben die Agaven, aus denen er produziert wird. Die Pflanzen sind genau auf die mexikanische Langnasenfledermaus abgestimmt: Sie öffnen abends ihre Blüten und verströmen einen süßen

Geruch, damit die Fledermäuse ihren Rüssel hineinstecken. Seit einem Jahr versuche ich der Tequila-Industrie beizubringen, dass sich diese gefährdete Art, die von Südnach Nordmexiko und bis in den Süden der USA wandert, ausschliesslich von Agaven ernährt. Man muss ihr darum unbedingt ein Prozent der gesamten Ernte als Korridor stehenlassen, damit sie danach nicht verhungert. Im Gegenzug biete ich den Tequila-Produzenten ein «Bat-friendly»-Label an – genau wie beim Delphin-freundlichen Thon. Eine Win-win-Situation!

Die meisten Naturschützer kümmern sich lieber um seltene Tiger oder bedrohte Wale. Sie aber ziehen es vor, nachts in Grotten zu kriechen. Woher kommt die Faszination?

Zugegeben, man muss ein spezieller Typ sein, um sich der *charismatic megafauna* zu entziehen. Aber als ich im Alter von zwölf

Jahren zum ersten Mal in einer Höhle in den mexikanischen Tropen die unglaubliche Vielfalt der Fledermäuse entdeckte, war es um mich geschehen. Mit 1117 Arten sind Fledertiere die zweitgrösste Säugetierordnung. Es gibt auf der Welt nicht genügend Wissenschaftler, um sie alle zu studieren! Von 528 Säugetierforschern in Mexiko sind nicht einmal dreissig auf diesem Gebiet tätig. Fledermäuse sind noch viel zu wenig erforscht und werden in den Naturschutzprogrammen meist vergessen.

Alle finden Pandas niedlicher.

Das ist für mich ein Klischee. Man muss Fledermäuse von nahe betrachten, sie sind nämlich sehr hübsch. Sie sind pelzig, und die meisten haben freundliche Gesichter.

Wie fliegende Mäuse...

Nein, ganz anders! Wenn man eine Maus gesehen hat, dann hat man sämtliche Mäuse

dieser Erde gesehen. Alle haben eine spitze Schnauze, runde Ohren und Kulleraugen. Fledermäuse hingegen sind völlig unterschiedlich. Es gibt solche mit winzigen und solche mit riesigen Ohren, mit langer und stumpfer Schnauze, mit grossen und kleinen Augen, dicke, dünne, gelbe, rote, weisse. Die mexikanische *Myotis planiceps*, die zur Gattung der Mausohrfledermäuse gehört und die ich wieder gefunden habe, nachdem sie 1996 für ausgestorben erklärt worden war, ist weniger als drei Gramm leicht und klein wie ein Daumen. Die Grosse Spießblattnase hingegen hat eine Flügelspannweite von einem Meter. Während Mäuse nur ein, zwei Jahre leben und auf viel Nachwuchs setzen, werden Fledermäuse bis zu 35 Jahre alt und haben im Jahr meist nur ein Baby, das sie sorgsam aufziehen. Darum macht es mich so traurig, wenn Hunderttausende Fledermäuse auf einen Schlag in einer Höhle ausgeräuchert, vergiftet oder in die Luft gesprengt werden.

Opfer von Vampiren erkennt man an zwei Bisspuren am Hals. Zeigen Sie mal ...

(Lacht) Zugegeben, auf gewisse Weise bin ich den Fledermäusen ergeben, und in meiner Heimat werde ich oft «Batman» genannt, weil ich mich so leidenschaftlich für sie einsetze. Doch der Biss einer Vampirfledermaus ist ein einzelnes Loch, das in der Grösse und Form aussieht wie ein halbiertes Konfetti. Zudem bevorzugen sie nicht Hälse, sondern eher Knöchel und Fusssohlen.

Dann ist in Dracula-Filmen also alles falsch dargestellt?

Ja. Der einzige Regisseur, der es richtig zeigte, war Friedrich Wilhelm Murnau im Stummfilmklassiker «Nosferatu» von 1922. In allen späteren Dracula-Filmen haben Vampire immer diese zwei seitlichen Eckzähne – völlig verkehrt! Vampirfledermäuse haben eindrückliche Schneidezähne. Die Eckzähne liegen innen, und sie benutzen sie als Scheren, mit denen sie die Haare des Opfers wegrasieren, bevor sie mit den Schneidezähnen zustechen. Diese sind übrigens so scharf wie ein Skalpell. Wenn ich sie mit Nummern markiere, sind meine Hände oft plötzlich ganz klebrig vor Blut, obschon ich Handschuhe trage. Sie sind so scharf, dass man nicht spürt, wenn man sich schneidet.

Vampirfledermäuse gibt es zum Glück nur in Lateinamerika und sonst nirgendwo auf der Welt. Wie kommt es aber, dass der Mythos mit den blutrünstigen Untoten, die nachts aus ihren Gräbern steigen und Menschen aussaugen, ausgerechnet aus Osteuropa stammt?

Vor der Conquista wurden Fledermäuse in allen Kulturen als Gottheiten verehrt, so-

wohl bei den Maya als auch bei den Azteken und den Olmeken. Mein Lieblingsstück im Anthropologischen Museum von Mexiko-Stadt ist die Jademasken eines Fledermausgottes, die in einer Grabstätte am Monte Albán bei der Stadt Oaxaca ausgegraben wurde. Die Maya waren den Fledermäusen so dankbar, dass sie den überlebenswichtigen Erntemonat «Zotz» nach ihnen benannten.

Und später?

Im Jahr 1519 landete der spanische Konquistador Hernán Cortés bei San Juan de Ulúa an Mexikos Küste. In der ersten Nacht wurden seine Pferde wie verrückt von Vampirfledermäusen gebissen. Als Cortés das sah, war er überzeugt, dass dies blutsaugende Ungeheuer gewesen sein müssen. Chronist



«Batman»: Forscher Medellín.

Bernal Díaz del Castillo verbreitete dies in der «Geschichte der Eroberung von Mexiko», und als Bram Stoker im 18. Jahrhundert seinen «Dracula» schrieb, bezog er sich darauf und vermischte raffiniert die alte osteuropäische Sage mit den Eigenschaften der Fledermäuse. Von da an war ihr Image ruiniert, auch das der nützlichen und harmlosen Arten.

Doch die Vampirfledermäuse sind eine wirkliche Plage.

Sie sind vor allem ein Problem für Viehzüchter, weil sie die Tollwut übertragen. Aber das Problem haben die Menschen selbst verursacht. Vor der Eroberung waren Vampirfledermäuse sehr selten, und sie haben sich vom Blut von wilden Tapiren, Nabelschweinen oder Hirschen ernährt. Mit der Besiedlung und den Viehherden wurde ihnen der Tisch gedeckt, und die Population explodierte.

Wie kann man das Problem bekämpfen?

Was wir brauchen, ist eine strenge Vampirfledermaus-Kontrolle. Ich glaube nicht, dass man sie jemals ausrotten wird, denn sie sind ausserordentlich anpassungsfähig. In Brasilien, in den Favelas bei Rio de Janeiro und São Paulo, gibt es bereits Kolonien, die sich ausschliesslich von menschlichem Blut ernähren. Das ist inakzeptabel! Ein Biss ist zwar nicht viel schlimmer als ein Mückenstich, doch es können Krankheiten übertragen werden. Die Betroffenen gehen dann zur nächsten Höhle und töten die ganze Population. Doch unter den Tausenden Fledermäusen sind höchstens fünfzig bis sechzig Vampirfledermäuse, alle anderen sind nützliche Arten, die von Insekten, Früchten und Nektar leben.

Und wie geht man gezielt gegen Vampirfledermäuse vor?

In den sechziger Jahren wurde in Mexiko eine Methode entwickelt, die sich das soziale Verhalten zunutze macht: Fledermäuse lecken sich gegenseitig. Man fängt also eine Fledermaus und bestreicht sie mit einem klebrigen Gift. Ist sie zurück in der Behausung, wollen ihr die anderen helfen, es loszuwerden. Es ist ein hässlicher Tod, aber es gibt leider keinen anderen Weg.

Welches sind Ihre nächsten Projekte?

Zusammen mit meinem Team will ich mich um weitere gefährdete Arten kümmern, bevor sie für ausgestorben erklärt werden. Als Nächstes werden wir eine seltene Haarschwanzfledermaus in Westmexiko aufspüren, die seit dreissig Jahren nicht mehr gesichtet wurde. Ist sie erst einmal mit «EX» – für *extinct* – auf der roten Liste eingetragen, interessiert sich niemand mehr dafür.

Mehr wäre wohl mit globalen Themen wie Klimaerwärmung zu holen als mit ein paar gefährdeten Fledermäusen ...

Genau das ist die Problematik. Ich will auf die Zusammenhänge aufmerksam machen: Wenn sich das Klima stark erwärmt, würden sich die tropischen Vampirfledermäuse verbreiten und in Städten ansiedeln, wo sie heute nicht vorkommen. In Slums, wo die Leute in undichten Hütten leben, könnten sie sich dann auf menschliches Blut spezialisieren.

Zum Schluss: Was gibt es aus Fledermausperspektive über die Schweiz zu sagen?

Ich kann Sie beruhigen: 100 Prozent sind Insektenfresser. Aber auch in Europa ist noch eine ganze Menge Aufklärung nötig, um das negative Bild der Fledermäuse zu ändern.

Rodrigo Medellín, 51, ist Professor am Institut für Ökologie an der Universität von Mexiko-Stadt. Seit drei Jahrzehnten setzt er sich für den Schutz von Fledermäusen ein. Mit seiner Radiosendung «Aventuras al vuelo» (Abenteuerliche Flüge) oder Vorträgen an Schulen kämpft er leidenschaftlich gegen Vorurteile an. Für seine Arbeit wurde er kürzlich mit dem Rolex Award für Unternehmertegeist ausgezeichnet.

Der Kaiser von Österreich

Die *Kronen-Zeitung* ist die erfolgreichste Zeitung der Welt. Über vierzig Prozent der Österreicher lesen sie. Ihr Verleger, Hans Dichand, ist der wahre Herrscher über den Alpenstaat.

Von Christian Seiler

Die neue *Kronen-Zeitung*, von ihren Lesern zärtlich oder ängstlich *Krone* genannt, je nachdem, ob sie die Zeitung lesen oder in der Zeitung vorkommen, ist, gemessen an ihrer Reichweite, die erfolgreichste Tageszeitung der Welt. Laut Media-Analyse 2008 erreicht die *Krone* 41,9 Prozent der Bevölkerung über vierzehn Jahre, das sind 2 944 000 Österreicher, jeden Tag.

Hans Dichand, 88, ist der Kaiser von Österreich, und seine *Krone* trägt er nicht auf dem Kopf, sondern er liefert sie aus. Täglich, in Millionenaufgabe.

Seine *Krone* ist eine besondere Boulevardzeitung. Sie ist niemals so aggressiv und ungehobelt wie die britischen Boulevardblätter, die ohne Bedenken jedem Minister in die Hosen greifen, und sie hat nicht halb so viel Witz wie die *Bild*-Zeitung. Sie ist so ästhetisch wie eine Vorstadttapete und tut so, als wäre sie bieder, gut erzogen und anständig. Wenn sie austellt, und sie teilt oft aus, dann tut sie es mit der Empörung des Kleinbürgers, dem gerade jemand den Lack seines Autos zerkratzt hat.

Sie ist, wie jedes erfolgreiche Boulevardblatt, stramm rechts und borniert spiessig, stärkt der Polizei den Rücken, selbst wenn diese vierzehnjährigen Supermarkteinbrechern in den Rücken schießt, kämpft mit wehenden rotweiss-roten Fahnen gegen «die Bonzen» in Brüssel, schlägt aber in ökologischen Fragen überraschende Haken. Ohne massive Schützenhilfe der *Krone* wäre die Schleifung der Hainburger Au zugunsten eines Donaukraftwerks niemals verhindert worden, und die Anti-AKW-Kämpfer von Greenpeace können im Kampf gegen tschechische und slowenische Atomkraftwerke fest auf die Unterstützung der Kollegen im *Krone*-Hochhaus in Heiligenstadt zählen.

Leserbriefe als spirituelles Zentrum

Hinauf-, hinunter-, wegschreiben: Für das Formulieren der Blattlinie verfügt Dichand, der unter dem Pseudonym «Cato» selbst nur kleine Kommentare und Glossen beisteuert, über ein ganzes Orchester an Stimmen: vom täglichen Kurzgedicht des konvertierten Ex-Linken Wolf Martin, der gerne einmal mit ein paar Jamben den Geburtstag Adolf Hitlers feiert, bis zum früheren Klatschkolumnisten Michael Jeannée, der täglich einen «Brief an...» eine bestimmte Adresse abfeuert, im Fall des zuletzt erschossenen vierzehnjährigen Supermarkteinbrechers etwa mit der sensiblen

Bemerkung, dass, «wer alt genug ist, einzuberechnen, auch alt genug ist, um zu sterben».

Das Lieblingsformat des Herausgebers ist aber eine weit vorn im Blatt platzierte Doppelseite mit Leserbriefen namens «Das freie Wort». Auf dieser Seite steht in Form von Leserbriefen, wofür das sogenannte Volk ist und vor allem: wogegen. Gegen Asylanten, gegen Schwarze, die ja vorzugsweise mit Drogen dealen, gegen Sozialschmarotzer, gegen die abgehobene Politikerkaste in Brüssel, gegen die scheinheiligen Kritiker von Polizeiübergriffen, gegen die Gesamtschule, gegen das furchtbare Fernsehprogramm, wo von unseren Gebühren bezahlte Journalisten nichts zu tun haben, ausser ihren linken Gesinnungsbrüdern Fernsehminuten zuzuschauen. Die hier präsentierten Ressentiments, Ängste und Verleumdungen sind das spirituelle Zentrum der *Krone*, die Ursuppe all jener Konflikte, die das Blatt austrägt, indem es sich darauf beruft, von seinen Lesern dazu legitimiert zu sein.

Es hält sich in diesem Zusammenhang hartnäckig das Gerücht, dass die Briefe jener zahlreichen Leser, deren Meinungen mangels Telefonanschluss oder Postadresse nicht zurückverfolgt werden können, aus der Feder des Herausgebers selbst stammen. Dichand hat das weder zugegeben noch dementiert. Debatten über die *Krone* ignoriert er nicht einmal, wie es so schön österreichisch heisst. Mit

Sie teilt aus mit der Empörung des Kleinbürgers, dem der Lack seines Autos zerkratzt wurde.

der Feindschaft der Eliten kann Dichand gut leben, denn sie spielen in der österreichischen Öffentlichkeit keine Rolle. Es ist umgekehrt: Die Eliten brauchen Dichand, um Zugang zur Masse zu bekommen.

Die Karriere des gebürtigen Steirers Dichand hätte wohl viel früher Fahrt aufgenommen, wäre ihm nicht der Zweite Weltkrieg dazwischengekommen. Hans Dichand, Jahrgang 1921, meldete sich freiwillig zur Kriegsmarine und hatte bei der Zerstörung des Transportschiffs «Leverkusen» durch zwei Torpedos ein traumatisches Erlebnis, über das er in der Sonntagsbeilage der *Krone* immer wieder mit Passion berichten sollte: Dichand überlebte das Sinken seines Schiffs mit zahlreichen Verletzungen atemlos in der Schwimmweste. Zurück in der Steiermark wärmte sich Dichand mit

kleineren Aufgaben für den entscheidenden Schritt in seinem Berufsleben auf. Er wurde zuerst Chefredaktor der *Murtauer Zeitung*, übernahm bald darauf die *Kleine Zeitung*, die heute nach der *Krone* die zweitstärkste Tageszeitung Österreichs ist, und wechselte 1954 nach Wien, wo er Chefredaktor des *Neuen Kuriers* wurde. Nach einem Streit mit dessen Herausgeber machte sich Dichand fünf Jahre später schliesslich selbständig.

Für 170 000 Schilling (damals etwa 20 000 Franken) übernahm er die Titelrechte der eingestellten *Kronen-Zeitung*. Mehr Geld hatte Dichand nicht. Den für den Start der neuen *Kronen-Zeitung* notwendigen Kredit über 12 Millionen Schilling besorgte der damalige Vizepräsident des Österreichischen Gewerkschaftsbundes Franz Olah – ohne Wissen seiner Gremien, was sich zu einem handfesten Skandal auswuchs, der Olahs politische Karriere beendete und den Funktionär ins Gefängnis brachte.

Hinterzimmer der Macht

Das Geld freilich war gut angelegt. Hans Dichand mischte als instinktsicherer Blattmacher beinharte Chronik- und Politikberichte und einen ausgezeichneten Sportteil mit den Kolumnen prominenter Autoren (wobei eine Kolumne in der *Krone* jeden Autor rasch prominent machte). Dabei traten knapp an der nationalsozialistischen Wiederbetätigung vorbeischrämmende Law-and-Order-Polemiker genauso auf wie katholische Kardinäle, vorsichtig feministische Ex-Sekretärinnen und Klatschspezialisten.

Mit dem kommerziellen Erfolg stieg die *Krone* zum politischen Faktor auf. Hans Dichand selbst hielt sich stets im Hintergrund. Er bleibe lieber zu Hause und streichle seinen Hund, als politische Macht auszuüben. Tatsächlich agierte Dichand gerne hinter der Macht. Politischen Meinungs Austausch pflegte er diskret in einem für ihn reservierten Zimmer im Wiener Ringstrassenhotel «Bristol». Das Ergebnis dieser Zusammenkünfte kommunizierte seine Zeitung freilich stets aus allen Poren.

Dichand legte sich parteipolitisch nie über längere Zeit fest. Seine Kampfbereitschaft für die Ehrenrettung der Kriegsgeneration ist hingegen legendär. Als Kurt Waldheims Mitgliedschaft bei der SS aufgedeckt wurde (besonders konsequent von der *Weltwoche*), warf sich die *Krone* mit allen erlaubten und unerlaubten



Die Eliten brauchen ihn, um Zugang zur Masse zu bekommen: der 88-jährige *Krone*-Verleger Dichand.

Mitteln für Waldheim («Ich habe immer nur meine Pflicht getan») ins Zeug. Dieser wurde prompt gewählt und stürzte Österreich in die aussenpolitische Isolation.

Die *Krone* begleitete tatkräftig den Aufstieg von Jörg Haider's FPÖ zur zweitstärksten Partei im Land, wollte die FPÖ aber nicht in der Regierung sehen. Sie schrieb die linken SPÖ-Minister Rudolf Scholten (diesen mit unverhohlenen antisemitischen Parolen) und Caspar Einem (mit der Law-and-Order-Keule) aus der Regierung, trug ihren Teil dazu bei, dass auf Schwarz-Blau wieder eine grosse Koalition folgte, und protegierte Werner Faymann, den Infrastrukturminister dieser Regierung, so stark, dass er seinen Parteifreund Alfred Gusenbauer als Kanzler stürzen konnte.

Der Kanzlermacher

Es war ein Tiefpunkt in der Performance der politischen Klasse Österreichs, als Faymann und Gusenbauer, der seine Haut als Kanzler retten wollte, per Leserbrief in der *Krone* bekanntgaben, dass die SPÖ, bis dahin deklariert EU-freundlich, ihren Kurs ändere und in Zukunft bei wichtigen Fragen das Volk entscheiden lassen werde. Der Brief erschien in der Rubrik «Das freie Wort». Die Formulierung war mit Hans Dichand abgestimmt.

Ab dem nächsten Tag warf die *Krone* ihre Pro-Faymann-Propaganda unter Missachtung jeder Anstandsregel an. Faymann, der Dichand «Onkel Hans» nennt und als Wohnbau-Stadtrat Wiens Millionen in Inserate in der *Krone* investiert hatte, gewann die Wahl und wurde Kanzler.

Aber kein Herrscher darf sich der Unterstützung von «Onkel Hans» sein. Dichand, der nach dem Vorbild von *Zeit*-Herausgeber Helmut Schmidt jede Woche seiner eigenen Programmbeilage ein Interview gibt, äusserte an dieser Stelle unlängst den Gedanken, ob an der Spitze des Staates nicht womöglich das Duo Erwin und Josef Pröll die beste Figur machen würde. Erwin, derzeit Landeshauptmann von Niederösterreich, tritt möglicherweise bei den Wahlen zur Bundespräsidentschaft gegen den Amtsinhaber Heinz Fischer an, und Josef ist Vorsitzender der ÖVP und deren logischer Kanzlerkandidat. Faymann? War da was?

Dichands ungebrochene Leidenschaft für die *Krone* lässt sich wohl am besten daran ablesen, dass er sich als 88-Jähriger Sorgen um die Zukunft seiner Zeitung macht. Seit nach dem Ausscheiden Kurt Falks 1989 die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* (WAZ) für 315 Millionen Mark die Hälfte der *Krone*-Anteile übernommen hatte, wurde zwischen den ungleichen

Besitzern – Dichand, der altmodische Patriarch, die WAZ, energische Sparschwein-Manager – keine Instanz, auch keine juristische, ausgelassen, um den Konflikt schliesslich mit Pattstellung zum Stillstand zu bringen, freilich bei Vorteil Dichand: Sein Sohn Christoph hat die Chefredaktion der *Krone* übernommen; seine Schwiegertochter Eva hat mit der U-Bahn-Zeitung *Heute* ein von Dichand nominell unabhängiges Gratisblatt in den Markt gedrückt, das die *Krone* nach unten absichert; Dichand selbst kann laut über den Rückkauf der *Krone*-Anteile von der kriegsmüden WAZ nachdenken, wobei ihm die Raiffeisen-Gruppe, die mit den Prölls eng verbandelt ist, behilflich sein könnte.

Seit fünfzig Jahren beherrscht Dichand Österreich. Alle Angriffe auf seine Marktstellung sind gescheitert. Politiker kommen und gehen – die *Krone* bleibt. Hans Dichand hat sein Lebenswerk darauf verwendet, dass Österreichs Öffentlichkeit ihre Kritikfähigkeit verloren hat.

Christian Seiler, 48, war von 1988–1995 Redaktor bei der *Weltwoche*. Ab 1998 war er Chefredakteur des österreichischen Nachrichtenmagazins *Profil* und ab 2003 des schweizerischen Kulturmagazins *Du*. Heute lebt der Buchautor und Kolumnist in Wien.

«Glück wird überbewertet»

Die Institution Ehe ist überfordert, weil wir sie mit zu vielen Erwartungen befrachten, glaubt Arnold Retzer. Der Arzt und Paartherapeut plädiert für mehr Vernunft. Weil es den einzig Richtigen gar nicht gebe, müsse man sich den Partner schänden. *Von Daniela Niederberger und Nadine Bracht (Bild)*

Ihr Buch heisst «Lob der Vernunfteh». Sind viele Eheleute unvernünftig?

Manche, ja; viele, nein. Ich frage die Paare, die zu mir kommen, jeweils: «Wie stellt ihr eure Probleme selbst her?» Ich gehe nicht davon aus, dass die einfach so über einen kommen. Unvernünftig ist es etwa, sehr viele Erwartungen, Vorstellungen und Ziele in eine Ehe hineinzulegen. Damit erhöht sich die Möglichkeit des Scheiterns.

Welche Erwartungen?

Die Leute wollen beispielsweise glücklich werden. Das ist einer der Königswege, um unglücklich zu sein. Wobei: «Wollen», ist zu harmlos formuliert. Die Leute glauben, sie sollten glücklich sein. Sie sollten die absolut erfüllende Sexualität haben, sie sollten den Partner richtig sehen, sie sollten auftauchende Probleme lösen.

Es ist doch schön, voller Wünsche und Hoffnungen in eine Ehe zu starten und nicht schon von Beginn weg zu denken: «Ich werde wohl nicht besonders glücklich sein, und der Sex wird sicher mittelmässig.»

Da stimme ich Ihnen zu. Doch man heiratet jemanden und hat grosse Erwartungen. Er ist ein netter Kerl, sie eine tolle Frau. Sie haben zwar ein, zwei Macken, aber man sagt sich: «Das kriegen wir auch noch hin.»

«Beides ist falsch: die rosa Brille und der nüchterne Blick vor dem Scheidungsrichter.»

Gemeint ist: «Ich werd dich auch noch verändern.» Und dann gehen zwanzig Jahre ins Land, und inzwischen ist ein Stück Lebensqualität verlorengegangen beim Versuch, den Partner zu verändern.

Soll eine Krankenschwester eher den Arzt heiraten statt den mittellosen Krankenpfleger, auch wenn sie Letzteren liebt?

Das meine ich absolut nicht. Am Anfang einer Ehe – einer vernünftigen oder unvernünftigen – steht in unserem Kulturkreis seit mehr als 200 Jahren immer die Liebe. Man ist verliebt, es kribbelt, manchmal sind das fast psychiatrische Zustände. Man wird nie diese erste Phase der Verliebtheit überspringen können. Die Liebe ist die Eintrittskarte für die Ehe.

Was unterscheidet eine gute von einer unglücklichen Ehe? Welche Zutaten machen die Ehe glücklich?

Es gibt viele Studien, die Antworten suchen. Ich bin aber froh, dass sich niemand daran hält. Glückliche Paare lernen aus Erfahrungen. Sie merken, dass die Anfangsillusion vom umfassenden Glück nicht zu erreichen ist. Sie lernen, dass die Liebe nicht geeignet ist, das wesentliche Merkmal einer Ehe zu sein. Was auch hilft, eine Ehe glücklich zu gestalten: wenn man positive Illusionen vom anderen hat. Eine Frau, die seit zwanzig Jahren glücklich mit ihrem Mann zusammenlebt, beschreibt das so: «Ich hatte im Verlauf der Ehe furchtbar zugenommen, und mein Mann sagte: «Ich mag dicke Frauen.» Dann nahm ich ab, und er sagte: «Ich mag dünne Frauen.» Irgendwann begriff ich, dass er mich liebt.»

Viele Frauen glauben, sie müssten schlank bleiben, um den Mann zu halten. Das ist also vergebliche Mühe?

Wahrscheinlich schon. Ausserdem kann die positive Illusion, etwa durch ein Kompliment, den anderen verändern. Mit der Zeit glaubt man selber, dass man so schön, witzig und gescheit ist, wie der andere denkt, und man tut auch alles dafür.

Das klingt ziemlich esoterisch.

Es ist meine Beobachtung, im privaten Bereich und in Therapien. Illusionen können Wirklichkeit erzeugen. Auch die negativen Illusionen. Wenn wir dem anderen negative Eigenschaften zuschreiben, wird er irgendwann auch so. Es ist also die alte Geschichte vom Frosch, den man küsst und der dann zum Prinzen wird. Leider gilt das Umgekehrte auch: Küsst man einen Prinzen mit negativen Illusionen, wird er zum Frosch. Die positiven Illusionen müssen das bestmögliche Bild des Partners sein, aber kein unmögliches.

Ich dachte, man habe bloss am Anfang einer Partnerschaft die rosarote Brille auf.

Diese Vorstellung ist verbreitet. Am Anfang sieht man den andern rosarot, mit der Zeit immer klarer und «richtiger», bis man dann vor dem Scheidungsrichter glaubt zu wissen, wen man da eigentlich geheiratet hat. Meine Vorstellung ist, dass beides, die rosa Brille und der nüchterne Blick vor dem Scheidungsrichter, falsch ist. Wir können den anderen gar nicht richtig sehen. Wir sind frei, wie wir ihn sehen wollen. Positive Illusionen sind auch darum vernünftig, weil wir mit Alterserscheinungen rechnen müssen. Der alternde Körper hat nicht mehr

dieselbe objektive Qualität. Dann geht es darum, wie ich das bewerte.

Sie schreiben in Ihrem Buch von der «gelassenen Vernunftliebe». Was ist das?

In der Anfangsphase des Kribbelns gibt es eine zwanghafte Besessenheit vom anderen. Man kann nur an seine Liebe denken. Man hat das neurobiologisch untersucht, indem man akut Verliebte in die Röhre schob, um zu sehen, was sich in welchen Hirnregionen tut. Es sind dieselben Areale abgeschaltet wie beim Kokainsüchtigen. Man kennt das aus den Schlagern wie «Flugzeuge im Bauch», «Ein Herz und eine Seele» oder «Wenn ich geh, dann geht nur ein Teil von mir». Im Verlauf einer vernünftigen Ehe steht diese Aufregung nicht mehr im Vordergrund. Da sind dann Hirnareale aktiv, die etwas mit Gelassenheit zu tun haben: sich der Beziehung sicher sein, sich aufeinander verlassen können. Die Gelassenheit einer Frau, die zunimmt und weiss, ihr Partner liebt sie trotzdem.

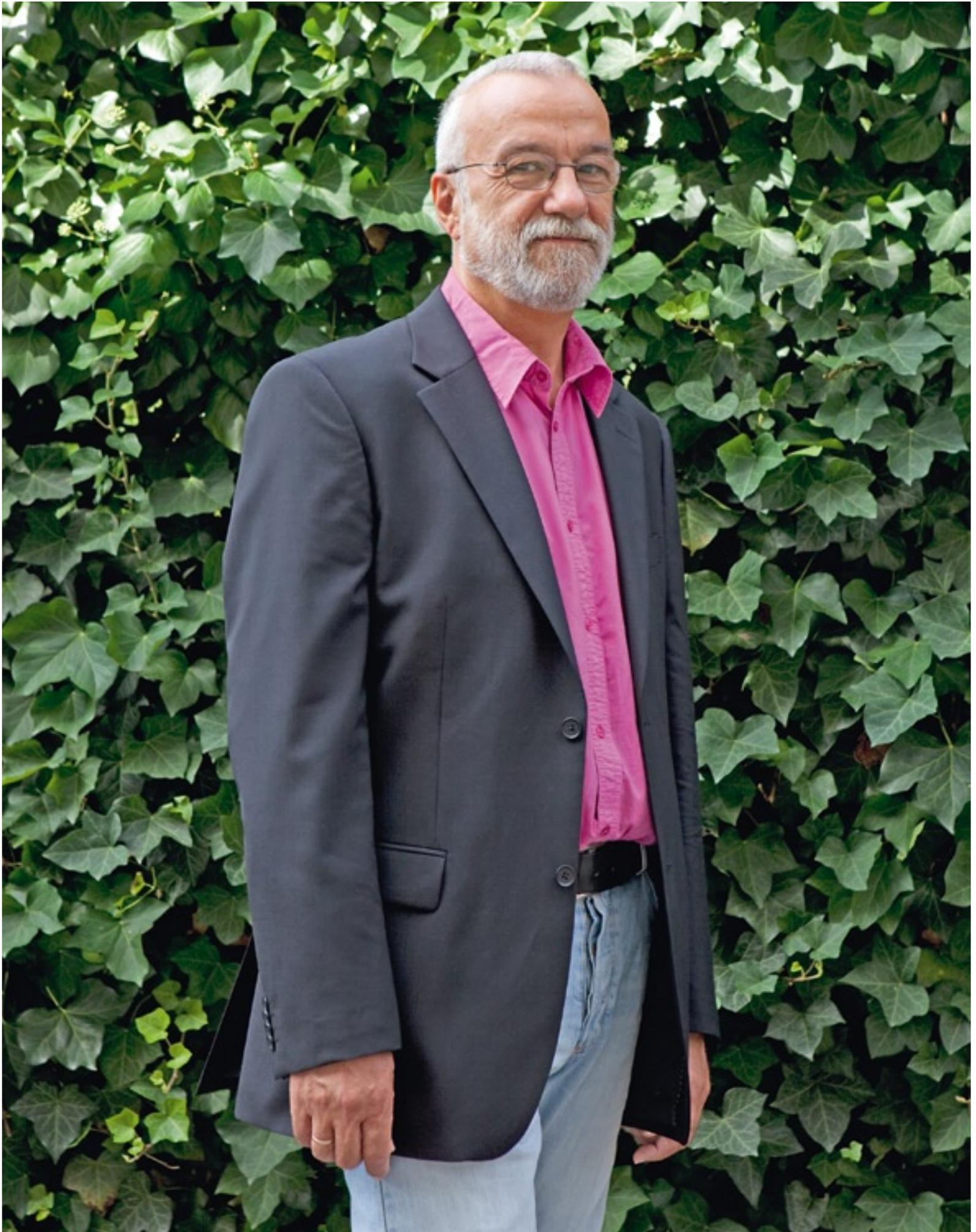
Überwiegen bei Paaren, die zwanzig Jahre zusammen sind, Gefühle der Freundschaft? Oder ist da noch Liebe?

Die Liebe ist vielleicht immer noch da. Aber ich mache einen Unterschied zwischen der Liebe und der Ehe. Wenn die beiden Dinge vermischt werden, ist das problematisch. Im Laufe der Ehe wird es Phasen geben, wo es vernünftig ist, dass die beiden Partner als Team gut zusammenarbeiten und wo die Organisation des alltäglichen Lebens im Vordergrund steht. Etwa wenn kleine Kinder da sind. Da kann sich das Paar nicht mehr als Liebespaar gebärden. Ich hatte aber schon ältere Paare hiersitzen, diesagten: «Wir funktionieren gut als Team», aber man spürte eine Trauer und Verzweiflung. Da muss ein Paar die Liebe wieder reaktivieren.

Geht das?

Ja, öfter, als man denkt. Ich frage in der ersten Therapiesitzung oft: «Wie haben Sie sich kennengelernt? Was gefiel Ihnen an Ihrer Frau, was Ihnen an Ihrem Mann?» Wenn diese Phase der Liebe erzählt werden kann, verändert sich manchmal in Sekunden die Atmosphäre im Raum. Das Reaktivieren hat etwas mit Erzählen zu tun. Wir sollten uns ab und zu unsere schönsten Erlebnisse als Paar erzählen.

Platon erzählt von Kugelmenschen mit vier Händen, vier Füßen und zwei Gesichtern. Als sie den Göttern den Rang streitig ma-



«Positive Illusionen sind vernünftig, weil wir mit Alterserscheinungen rechnen müssen»: Paartherapeut Retzer.

chen wollten, wurden alle Kugeln in zwei Hälften zerschnitten. Seither suchen die getrennten Hälften sehnsüchtig nach der anderen Hälfte, um wieder heil zu werden. Viele Leute haben die Vorstellung vom einen richtigen Partner. Sie aber sagen: «Das gibt es nicht.»

Es kommt darauf an, sich den anderen passend zu denken. Die Platon-Idee vom einzigen passenden Partner wird in der modernen Partnervermittlung im Internet weitergeführt. Da wird über Profile und mathematische Formeln der einzig Richtige versprochen. Das ist äusserst unvernünftig.

Weshalb?

Wenn man glaubt, es gebe den einzig Richtigen, und dann auch noch eine Vorstellung davon hat, wie der sein sollte, dann sind kleinste Abweichungen von dieser Vorstellung ein Scheitern. Es gibt eine Alternative zu Platons Erzählung. Die geht so: Ein Jäger streift durch den Wald und sieht überall Zielscheiben, wo ein Pfeil mitten im Schwarzen steckt. Er denkt: «Diese Treffsicherheit ist ja unglaublich!» Später trifft er den Meisterschützen und fragt ihn: «Wie machst du das?» Der sagt: «Das ist ganz einfach. Ich schiesse erst den Pfeil und male dann die Zielscheibe rundherum.» Das scheint mir ein brauchbarer Weg, Volltreffer zu landen.

Das ist sehr ernüchternd.

Aber vernünftig.

Wenn ich mir sagen muss, mein Mann hätte auch 428 andere anpeilen können, er hat sich aus mir die Traumfrau gemalt: na ja. Man möchte doch hören: «Ich habe dich gesehen und gewusst: Du bist es!»

Das ist ja durchaus vorgesehen, in der Phase der Verliebtheit. Aber die Idee, es gebe den einen Richtigen, ist in meinen Augen der Hauptgrund für die hohen Scheidungszahlen. Die Leute denken: «Irgendwo wartet er, der einzig Wahre, ich habe

«Die Idee, es gebe nur den einen Richtigen, ist der Grund für die hohen Scheidungszahlen.»

ihn nur noch nicht gefunden. Deshalb: nächster Versuch.»

Wenn ich Schuhe kaufe und im Laden stehe, bin ich überwältigt von der Auswahl. Wie entscheiden? Überall sehe ich noch schönere Schuhe. Habe ich mich entschieden und habe das eine Paar zu Hause, bin ich oft sehr zufrieden und denke: Ich habe die schönsten erwischt. Die anderen sehe ich ja nun nicht mehr. Ist das bei der Partnerwahl ähnlich?

Sie sind eine vernünftige Frau. Es gibt andere Leute, die denken: «Wahrscheinlich

habe ich nicht die besten gewählt. Ich hätte noch in dieses oder jenes Geschäft gehen sollen. Sicher stehen dort schönere.» Sie sind immer noch beschäftigt mit der nichtgetroffenen Wahl und nicht mit der getroffenen. Oder sie sehen andere Frauen auf der Strasse und wie schön die mit ihren Schuhen aussehen. Furchtbar! Die Freiheit der Möglichkeiten kann ein gutes Leben verhindern.

Sollten sich Ehepartner in der Persönlichkeit möglichst ähnlich sein?

Die grösstmögliche Ähnlichkeit wäre ja erreicht, wenn ich eine Paarbeziehung mit mir selber einginge. Grauenhaft! Ich bin mir selbst langweilig genug. Unterschiede an Persönlichkeit und Interessen haben einen hohen positiven Wert. Natürlich können die Unterschiede so gross sein, dass man nicht einmal mehr darüber streiten kann. Dann wird es auch schwierig. Aber ich singe gerne das Hohelied des Unterschieds.

Ist es nicht besser, einen ähnlichen sozialen und bildungsmässigen Hintergrund zu haben? Da versteht man sich.

Wenn man sich versteht, hat man sich aber meist nichts mehr zu sagen. Da fehlt die Herausforderung, die in vielen Bereichen anregend ist, im Intellektuellen oder sogar im Sexuellen. Das maximale Verstehen und die Gleichheit des anderen sind auch der Sexualität abträglich.

Oft sind Ehepaare zu beobachten, die sich schweigend gegenüber sitzen. Ist das ein Zeichen von Leere oder grosser Vertrautheit?

Häufig denkt man, die haben sich nichts mehr zu sagen, die leben aneinander vorbei. Das kann natürlich sein, aber ich gebe zu bedenken: Die meisten Probleme in Beziehungen entstehen durch das Sprechen. Es herrscht die Vorstellung, Reden sei per se etwas Gutes. Das halte ich für fragwürdig. Ständig miteinander zu sprechen und vor allem ständig über die Beziehung zu sprechen, kann einem furchtbar auf den Geist gehen. Es kann sehr angenehm sein, zusammen schweigend aufs Meer zu schauen.

Welches sind sichere Wege, um eine Ehe zu havariieren?

An erster Stelle steht – allem postmodernen Getue zum Trotz – immer noch der Seitensprung. Eine Affäre hinterlässt oft tiefe Wunden. Die meisten Paare trennen sich vor dem Hintergrund von Untreue.

Muss in einer Ehe schon viel kaputt sein, bevor einer der beiden untreu wird?

Möglicherweise, aber das interessiert mich nicht so sehr. In die Vergangenheit zu schauen bringt einen meist nicht weiter. Nach dem Motto: «Du hast mich dazu getrieben fremdzugehen.»

Von Paartherapeuten hört man immer, Untreue sei weit verbreitet. Doch die zufriedenen, treuen Eheleute kommen nicht zu Ihnen. Das ist wie der Bordellbesitzer, der

Arnold Retzer

Der Arzt und Psychologe ist einer der führenden Paartherapeuten Deutschlands. Er ist Privatdozent für Psychotherapie an der Universität Heidelberg und leitet ausserdem das von ihm gegründete Systemische Institut Heidelberg, wo er Paartherapien durchführt. Zusätzlich bildet er auch seit vielen Jahren Psychotherapeuten und Berater aus. In den Medien ist er ebenfalls aktiv, als fachlicher Berater für Paarbeziehungsfragen für die Magazine *Brigitte* und *Stern*.

In seinem neuen Buch «Lob der Vernunfteh» zeigt Arnold Retzer Wege, wie eine Beziehung dauerhaft gelingen kann. Und er unterbreitet ironisch sieben Vorschläge, wie wir erfolgreich unsere Ehe zum Scheitern bringen. Er plädiert für mehr Realitätssinn. Viele Ehen zerbrechen nach seiner Erfahrung, weil die Leute zu viele falsche Erwartungen haben. Sie wollen glücklich sein und den Partner glücklich machen und sind dann natürlich unglücklich, weil das (logischerweise) nicht gelingt. (dn)

Arnold Retzer: Lob der Vernunfteh.
Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe.
S. Fischer. 304 S., Fr. 34.90

sagt: «Alle Männer gehen ins Puff.» Klar, er sieht ja bloss diese.

Sie haben recht. Wir sehen in der Tat keine Liebespaare und auch keine glücklichen Paare. Man müsste den Leuten sagen: «Glaubt Paartherapeuten nicht, denn sie sind betriebsblind.» In meinem Buch versuche ich aber auch, die andere, häufig ausgeblendete Seite zu beschreiben. Statistisch gesehen lebten noch nie in der Geschichte der Menschheit so viele Menschen so lange mit ein und demselben Partner zusammen. Auch wegen der längeren Lebenszeit. In Deutschland sind 60 Prozent der Erwachsenen verheiratet, die Konkubinate nicht eingerechnet. Sorgfältige Studien zeigen, dass zwischen 60 und 70 Prozent dieser Ehepaare sich selbst als glücklich bezeichnen. Ich beobachte auch, dass die Ehe bei der jüngeren Generation hoch im Kurs steht. Single zu sein, ist in den allermeisten Fällen kein gewähltes Lebensmodell. Von einer Krise der Ehe zu sprechen, ist Quatsch.

Warum dann diese Fixiertheit in den Medien auf Scheidungen und Seitensprünge?

Das hat mit Verkaufszahlen zu tun. Es gibt auch kaum Romane und Filme über glückliche Ehen. Spannender für den Leser und den Kinobesucher sind das Unglück und das Scheitern, wie in «Romeo und Julia» und «Casablanca» zu sehen.

Siesagen, Reden sei nicht immer etwas Gutes. In Zeitschriften und Büchern wird gesagt:

«Redet mehr, kommuniziert eure Wünsche und Bedürfnisse.» Was stimmt nun?

Etwas Reden kann schon sinnvoll sein. Entscheidend ist der Aspekt. Es gibt Hunderte von Ratgebern zu allen möglichen Themen, die einem sagen, was man gefälligst zu tun hat. Man kauft das Buch, man versucht die Tipps umzusetzen. Wenn es einem nicht gelingt, fühlt man sich noch schlechter, weil man es nicht geschafft hat. Ich verstehe mein Buch daher auch nicht als Ratgeber. Mein Ratschlag: Seid misstrauisch gegenüber Ratgebern!

Sie schreiben, ein Rezept für eine gute Ehe sei, den Soll-Zustand auf das Niveau des Ist-Zustands herunterzuschrauben. Das hat etwas Resigniertes.

Ich verwende den Begriff der «resignativen Reife». Der Begriff Resignation hat in den letzten 200 Jahren einen Bedeutungswandel durchgemacht. Er kommt aus dem Lateinischen und bedeutet «zurückgeben», «re-signare», und meinte ein bestimmtes Amt zurückgeben oder niederlegen. Seit der Aufklärung und der Französischen Re-

«Unterschiede an Persönlichkeit und Interessen haben einen hohen positiven Wert.»

volution steht der Fortschritt im Vordergrund. «Resignare» tönte nach «sich dem Fortschritt in den Weg stellen», und das ist etwas Negatives. Ich glaube, dass der Fortschritt, auch in einer Ehe, begrenzt ist. Es ist eine Gefährdung der Lebensqualität, wenn man versucht, den Ist-Wert auf den Soll-Wert hochzufahren. Das kann überfordern und zu viel Energie verschlingen. Hier hilft es, die Einstellung zu ändern und aus dem Terror des Solls herauszukommen.

Sind es eher Frauen, die ihre Partner ändern beziehungsweise verbessern wollen?

Frauen sind nicht so schnell zufriedenzustellen, und in den meisten Fällen geht die Initiative für eine Therapie von ihnen aus. Frauen initiieren auch häufiger die Trennung als Männer. Sie sind sensibler für die Nichtrealisierung von Wünschen. Männer sitzen häufig entgeistert da, wenn sie merken, dass ihre Frauen nicht zufrieden sind mit der Ehe.

Wie kann das passieren?

Männern genügt es oft, nicht allzu sehr gestört zu werden durch Meckerei. Männern sind oft andere Kontexte wichtiger als der Beziehungskontext: Arbeit, Karriere, Verein und, und, und. Die Ehe ist nicht immer für beide Geschlechter gleich relevant.

Warum hat die Idee von Gleichheit in der Ehe zu mehr Stress geführt?

Dort, wo Gleichheit Programm ist, führen schon kleine Abweichungen zu einem

Problem. Das heisst, Gleichheit und Gerechtigkeit müssen wiederhergestellt werden. Damit wir uns nicht missverstehen: Ich bin für Gleichberechtigung. Viele wichtige Ziele wurden erreicht. Aber die Idee der Gleichheit hat ihre Schattenseiten. Gleichheit ist in einer Ehe eine unvernünftige Illusion.

Warum?

Weil es einen objektiven Massstab brauchen würde. Wie die blinde Justitia, die zwei Waagschalen in ihren Händen hält. Nehmen wir die Affäre als Beispiel. Etwas geriet ins Ungleichgewicht, einer fühlt sich als Opfer. Wie kann die Waage wieder ins Lot kommen? Wie viel kostet die Affäre? Man könnte sagen, der Betrogene hat auch eine Affäre zugute. Wie soll nun die Bewertung geschehen? Männer gehen anders fremd als Frauen. Sie werden vom Testosteron gezwungen, hört man. Frauen seien mit Leib und Seele dabei. Könnte also eine Affäre der Frau mit einer Affäre des Mannes abgegolten werden? Oder hätte er drei zugute? Das ist natürlich alles absurd. Ich will nur darauf hinweisen, dass wir keine objektive Währung haben. Zu versuchen, Gleichheit wiederherzustellen, führt zur nächsten Runde von Ungleichheit. Es führt zu einem Wettstreit: Wem geht es schlechter, wer kommt zu kurz?

Wird Glück überbewertet?

Absolut. Im Moment ist man in Buchhandlungen umzingelt von Glücksratgebern. Es fand ein Bedeutungswandel des Begriffs statt. In der amerikanischen Verfassung steht, der Mensch sei frei und habe Anspruch, nach dem Glück zu streben. Im Lateinischen steht für Glück das Wort «fortuna». Fortuna ist gleichzeitig die Göttin des Schicksals und des Zufalls. Inzwischen kann man beim Glück nicht mehr von Zufall reden. Glück ist machbar. Der Dalai Lama und alle sagen, was man zu tun hat, um glücklich zu sein. Wenn wir es nicht schaffen, sind wir nicht nur unglücklich, sondern auch noch schuld daran. Das ist prekär. Denn zwischen den Eckpunkten Glück und Unglück gibt es die grosse Bandbreite dessen, was ich die «Banalität des Guten» nenne. Wo Zufriedenheit ist, ist manchmal Unzufriedenheit. Das sind die kleinen Querelen, aber auch die Freuden des Alltags. Ist man aufs Glück fixiert, existiert das alles nicht mehr.

Sollte man zufrieden sein, wenn man zufrieden ist und nur hin und wieder Glück spürt?

Ja. Wobei, das Glück spürt man ja nicht. Man merkt nicht, dass man glücklich ist. Das ist ja das wichtigste Merkmal des Glücks.

Ist das so?

Ich meine schon. Wenn man versucht, herauszufinden, ob man gerade glücklich ist, muss man sich ja psychologisch aus dem Zustand herausbegeben in eine dissoziierte Position. Glückliche machen kein Aufheben von sich. ○

MONTAG
DIENSTAG
MITTWOCH
DIE  WELTWOCH
FREITAG
SAMSTAG
SONNTAG

Abonnieren Sie jetzt die Weltwoche.
Gratis-Telefon 0800 80 44 80
www.weltwoche.ch/abo



Gegengift zu Francine Jordi: Fotomodell Nadine Strittmatter.



Die Ausserirdische

Von Daniele Muscionico

Das Schönheitsideal der Schweiz ist verwickelt. Man sehe sich nur den *Tuntsch* an, das Sennentuntschi, die Folge von hochalpinem Sauerstoffmangel und monothematischer Sexualität. Der *Tuntsch* ist das Wunschbild aller Männer, wenn sie nur lange genug unter ihresgleichen und unter Hornvieh hausen. Dann erschaffen sie sich die ideale Frau – aus Weinflaschen, Mistgabeln, Stroh und Käse. So steht es in alten Büchern und auch beim Autor Hansjörg Schneider.

Wie kommt man vom Sennentuntschi auf Nadine Strittmatter? Die Erste ist eine Legende seit Jahrhunderten, die Zweite blutjung vergleichsweise, just am 4. September ein viertel Jahrhundert alt. Schweizer Fleisch sind beide. Dass die Ältere zur Jüngeren geführt hat, ist ganz offensichtlich: eine hohe Stirn, ein bizarrer Mund, eine profilierte Nase – die Schönheit der Strittmatter ist ein Gelände mit verborgenen Reizen. «Überraschend» ist das mindeste, was man über ihr Aussehen sagen kann. Designern und Modefotografen gilt sie als Alien unter den Supermodels.

Karl Lagerfeld sah sie und verehrte sie im Nu. John Galliano war entrückt und liess sich von ihr zu einer Kollektion inspirieren, ohne Musen keine Haute Couture. Dass sie für den amerikanischen Markt, für US-Designer und -Kaufhäuser zu unsymmetrisch gewachsen und – anders als Patricia Schmid – zu wenig kommerziell ist, das hat sie klaglos akzeptiert; sie verlegte ihren Lebensmittelpunkt von New York nach London und Paris beziehungsweise auf den Rücken ihrer Pferde. Und nach Obersiggenthal.

Strittmatter ist das Gegengift zu Francine Jordi, unserer jodelnden Mireille Mathieu, dem Goldkehlchen im Volksgarten seiner Gefühle. Neben Jordi ist Strittmatter der *Tuntsch*, ein Wunschbild aus puren Gegensätzen, und Gott muss ein Land lieben, das so viel Unebenmässigkeit als Schönheit wahrnehmen kann.

Dabei hat das Model alles, was auch die Schweiz ausmacht. Als Ganzes ist sie ein Sonderfall, jeder Körperteil spricht seine eigene Sprache, möchte nichts mit dem andern zu tun zu haben; das Gesicht hat keinen Mittelpunkt und verlegt die Attraktion an die Ränder, das Grübchen, das Kinn, die Stirn, die alle um die Gunst der Mehrheit buhlen.

Nur eines verbindet die beiden, sie lieben und lesen Paulo Coelho. Mit ihm teilen die zwei Frauen die schöne Überzeugung: «Erst die Möglichkeit, einen Traum zu verwirklichen, macht das Leben lebenswert.» Alles Gute zum Geburtstag, Nadine!

Die Elite-Model-Küken

Wovon junge Mädchen träumen: Julia Saner, 17, heisst das Schweizer Nachwuchsmodel dieser Saison.



Eh schon die Grösste: Nachwuchsmodel Saner.

Julia Saner — Der Elite Model Look ist der populärste Modelnachwuchswettbewerb. Die Gewinnerin darf zum Weltfinale in China, zudem ergattert sie einen Vertrag der für die Auswahl der Schweizer Finalistinnen verantwortlichen Kooperationsagentur Option. Damit steht die Glückliche nicht allein, fünf Möchtegernmodels werden offiziell Option-Mitarbeiterinnen.

Zweck des Wettbewerbs ist es, das Potenzial der Mädchen zu erkennen. Die Siegerin des Jahres 2009, Julia Saner, ist siebzehn, brünett und mit 181 Zentimetern eh schon die Grösste. Julia hat das Face, Julia hat den Body. Zweite wurde Natasa Mitrovic. Der Medienrummel

um das Duo hielt sich in Grenzen, weil die für einheimische Verhältnisse ungewöhnlich aufgekratzte Moderatorin Viola Tami statt der fünfzehnjährigen Mitrovic eine andere, nämlich Natalia Neumeister, 16, als Zweite ausgerufen hatte. Drama, Baby, Drama!

Dabei ist alles halb so schlimm. Die versehentlich Mitgekürte darf die beiden andern als Trost für die erlittene Unbill zum chinesischen Finale begleiten. Am Ende packt Natalia die Chance der Aussenseiterin beim Schopf, wer weiss.

Noch sind sie Stubenküken, die Gefahr laufen, sich auf den internationalen Catwalks zwischen den Bohnenstangen zu vertrippeeln.

Nach der Wunschzukunft befragt, piepst eines scheu das Zauberwort «Glamour». Die Alltagsrealität wird beinhart, die Zukunft besteht aus Pflegespülungen, dicken Puderwolken und viel Sport – das Mass aller Dinge heisst fortan Body-Mass-Index.

Wer für den Elite Model Look (ursprünglich: Look of the Year) rekrutiert wird, hat erst ein Schönheitsscharmützel überstanden. Die entscheidenden Schlachten finden auf den Laufstegen in Paris, Mailand und New York statt. Chancen dürfen sich deshalb alle ausrechnen, die von der Agentur Option unter Vertrag genommen wurden. Ihren Weg gemacht haben schliesslich auch Nadine Strittmatter und Patricia Schmid, denen der Siegestriumph verwehrt geblieben ist.

Selbst Ikonen der Branche hatten beim Elite-Weltfinale das Nachsehen: Linda Evangelista, Cindy Crawford, Stephanie Seymour, Karen Mulder, Gisele Bündchen. Ohnehin hat die Elite Model Management Corp. nicht das alleinige Sagen. Die Gruppe wird seit Jahren durch zwei weitere Global Player konkurrenziert, die Agenturen IMG und Ford. In der Schweiz hat Elite klar die Nase vorn. Der Ford Supermodel of Switzerland Contest wirft weniger hohe Wellen. Immerhin vermochte sich etwa die Gewinnerin des Jahres 2006, die damals fünfzehnjährige Ostschweizerin Jasmin Ploeder, international durchzusetzen.



Gefahr des Vertrippeelns: Kandidatinnen.

Die für die Catwalks der Topdesigner artistisch hergerichteten Geschöpfe bilden ein Magnetfeld, dessen Kraft Millionen Mädchen unwiderstehlich anzieht. Auch die Mütter dieser Mädchen wollten auch einmal hoch hinaus. Oder waren es die Grossmütter, die noch davon träumten, Stewardess zu werden? (jzb)



Meine langen Nächte

Unser Kolumnist besucht einen Kunstanlass, der irgendwie nicht hält, was versprochen wird. Und er geht abends in ein Museum. Von Mark van Huissingling

Vergangene Woche war ich in St. Moritz, eine Veranstaltung mit dem Namen «Art Masters» fand statt. Es handelt sich dabei um ein «glamouröses Kunst- und Musikereignis», steht auf der Homepage. Ich fragte den Mitarbeiter der Public-Relations-Agentur, ob ich ein Hotelzimmer haben dürfe, falls ich über die Gala-Night (supported by Cartier), zu der ich eingeladen war, berichten würde. Die Antwort war nein. Zuerst hiess es, nebenbei, MvH habe vergangenes Jahr nur wenig über die «Art Masters» geschrieben, aber man werde sich erkundigen. Dann sagte er, es gebe keinen Hotel-sponsor für Journalisten dieses Jahr. (Ich habe nachgezählt, ich schrieb 46 Zeilen. Und meinte die längste Zeit, der grosse Schneider brauche nicht viele Kleider zu nähen.)

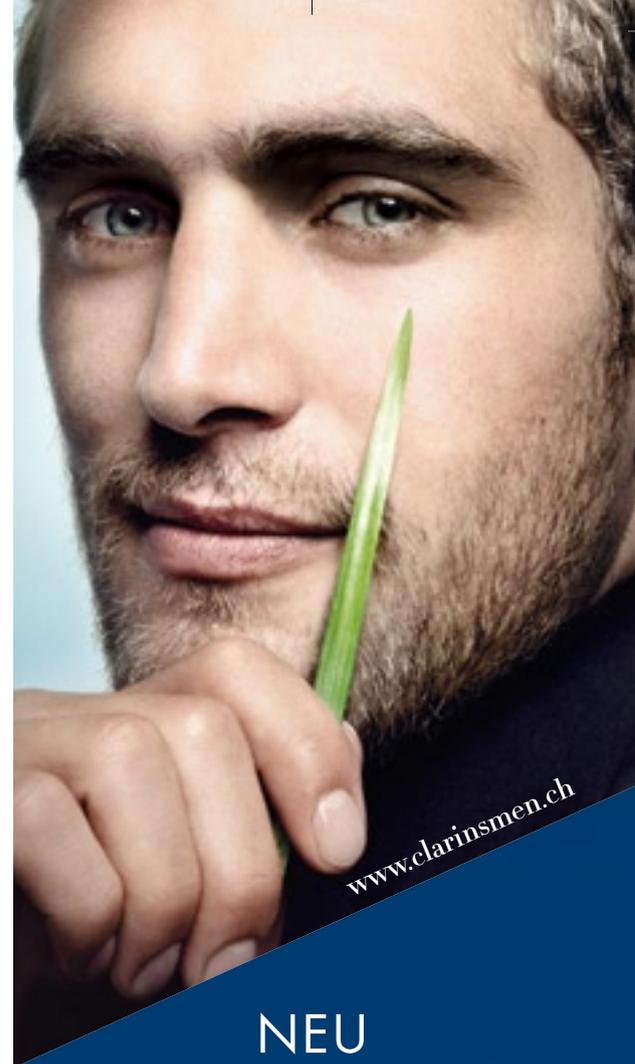
Nicht weiter schlimm, ich nahm ein Zimmer im «Kulm», für 225 Franken (inklusive Frühstück, plus 14 Franken für die Garage). Das ist ein niedriger Preis für ein Fünfsternehaus, in dem es mir im Grunde gefällt. Zudem war die Willigkeit der Mitarbeiter zum Dienst hoch, und das hat keinen Preis, nicht wahr? Was mich verwunderte: Während des Check-ins fragte ich, ob es viele Gäste gebe zurzeit in dem Hotel. («Nein, recht wenig, nicht einmal zur Hälfte belegt.») Das ist dann der Augenblick, in dem man sich irgendwie auf ein Upgrade zu freuen beginnt. Aber das Zimmer, das ich bekam, war ... ich möchte nicht schreiben: «Eine Hasenstall». Es war grösser, schon klar, so gross zirka wie der Fond des Maybach 62, in dem ich am Abend in das «Palace» gefahren wurde.

Als Erstes begegnete mir Monty Shadow, ein Fotograf, Gründer der «Art Masters» und Mitorganisator des Anlasses, er hatte rote Hosen an zu einer Lederjacke. Neben ihm stand einer in einem weissen Anzug aus Leinen, seinen Namen habe ich nicht verstanden, er soll der reichste Mann Kroatiens sein, immerhin. (Kleidungsvorschrift war *black tie*.) Ich hatte einen Platz an Tisch 7, das ist nie schlecht (nicht wegen *lucky number* oder so, sondern weil zweistellige Zahlen ein Hinweis sind, dass man im Sibirien des Raumes sitzt). Am Tisch gab es einen zweiten Mann *in black tie*, übrigens. Die Frau links von mir sagte: «Wir sind der Künstlertisch – and what do you do?» Well, was erwidert man darauf als MvH zu einer Londonerin? («Ich schreibe Kolumnen und Bücher.» – «How interesting. Über jemanden, den ich kennen könnte?»)

Ich hatte Glück, zu diesem Zeitpunkt kam Silvia von Ballmoos, die Moderatorin, und fragte mich, wer am Tisch Richard Long sei, der den Award für sein Lifetime Achievement bekomme. (Ich konnte helfen, aber nur weil ich wusste, dass der Künstler – ein Vertreter der Land-Art, steht bei Wikipedia – a) Englisch spricht b) keine *black tie* trug und c) nicht zwei Stühle rechts von mir sass, das war Daniel Schwartz, ein Fotograf aus Olten.) Sonst war ich, ausser mit Jürg und Raquel Marquard sowie Mathias Rastorfer, mit niemandem der 350 oder so Gäste bekannt. Ich meine, ich will jetzt nicht sagen, MvH kenne jeden, der jemand ist in der Welt der Gesellschaft oder Kunst. Aber die Bekanntheit der Anwesenden war ein wenig *underwhelming*. Und die «Art Masters», fürchte ich, ist noch kein *Not to be missed*-Kalendereintrag.

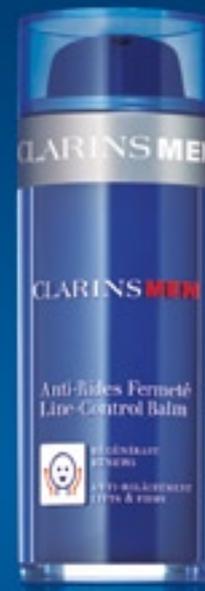
Ferner war ich in Paris, um einen Unternehmer (und einen der reichsten Franzosen) zu treffen; darüber in einer späteren Ausgabe mehr. Ich ging Abend essen in eines meiner liebsten Restaurants der Stadt, die «Avenue». Dort sah ich Roman Polanski mit seiner grossen Liebe, Emmanuelle Seigner. (Nicht neu, diese Bemerkung, gebe ich zu, aber es ist lustig, sie nebeneinander stehen zu sehen.) Ich konnte ihn nicht begrüssen, mein *steak tatar* wurde gebracht in dem Augenblick. Weshalb, eigentlich, können sie in der Schweiz kein so feines Tatar machen? Fleisch vom Rind in, sagen wir, fünf bis acht Millimeter grosse Stücke gehackt, so geht das (nicht zerkleinert, bis man ein Mus auf dem Teller hat).

Auf dem Weg zurück in das Hotel – «Le Dokhan's», bei der Place Victor Hugo, kann ich empfehlen – schaute ich die Ausstellung im Palais de Tokyo an, es war Sonntagabend, zirka 22 Uhr. In Zürich wäre das bereits die lange Nacht der Museen (dieses Jahr am kommenden Samstag). In Paris hat das Zentrum für moderne Kunst jeden Tag (ausser montags) geöffnet bis Mitternacht. Das ist eine Weltstadt *pour moi*.



www.clarinsmen.ch

NEU



Anti-Age-Pflegeprogramm.
Neue Energie
für Männerhaut.



Frischekick für das Gesicht. Dank Bisongras und Jambù mildert Anti-Rides Fermeté ausgeprägte

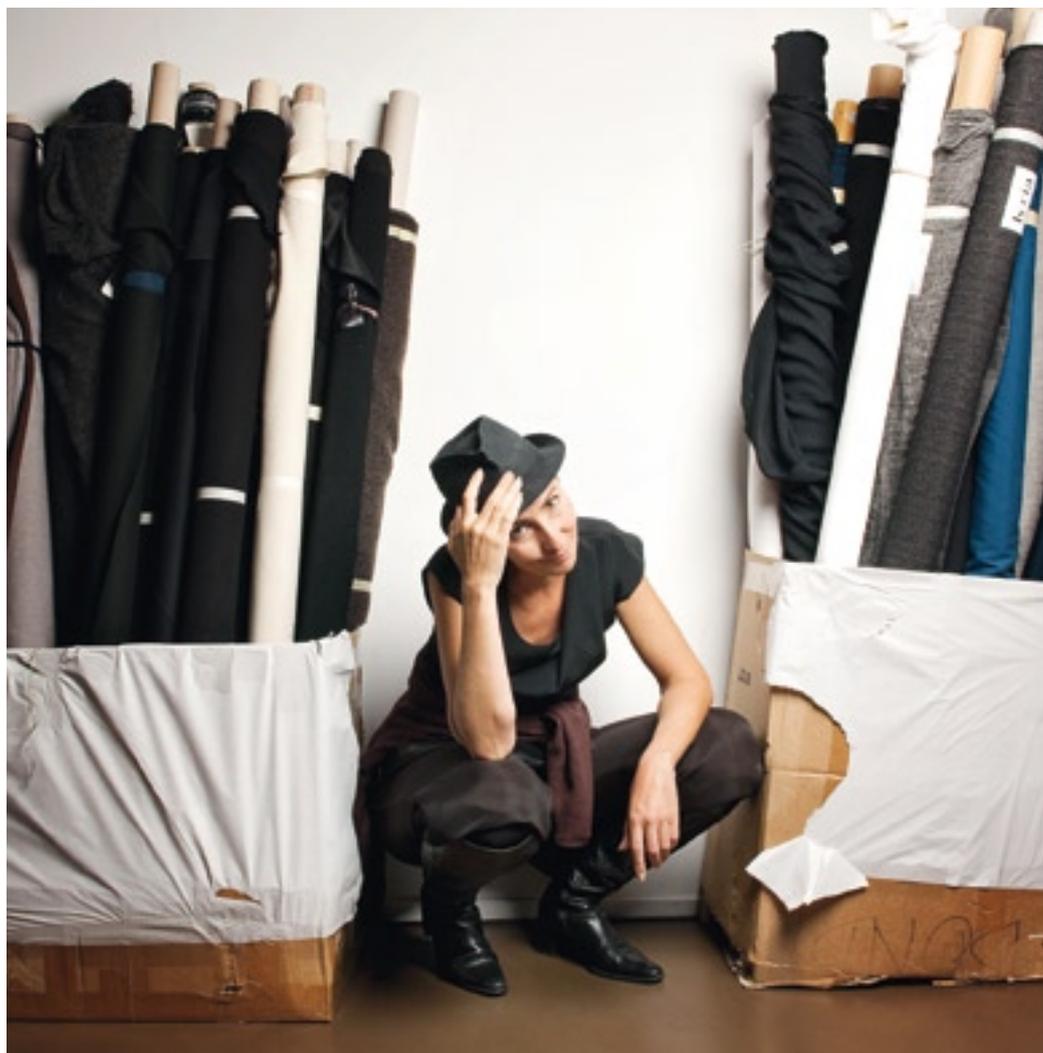
Falten und Spannkraftverlust.

Hautverträglichkeit geprüft.

CLARINS MEN

«Diamanten sind ja auch spröde»

Die Zürcher Modemacherin Ida Gut über die hochwertige Schweizer Schneidertradition, echte Silberknöpfe und ihre Vorliebe für Japaner.



«Tragbare Sachen für Menschen»: Modeschöpferin Gut.

Ungewöhnliche Schnitte, extravagante Stoffe und schnörkellose Formen gelten als Ihre Markenzeichen. Ihre Kleider wirken streng, vielleicht fast etwas spröde.

Das zu beurteilen überlasse ich andern. Aber Diamanten sind ja auch spröde. Ich schaffe gerne tragbare Sachen für Menschen, nicht für mich persönlich. Das bedingt eine Offenheit den andern gegenüber. Insofern schätze ich mich nicht als verschlossen ein. Andernfalls würde ich wohl eher Kunst in der stillen Kammer machen.

Sehen Sie bei Ihrer Arbeit Berührungspunkte zu Architektur und Design?

Ich arbeite gerne mit der Schnitttechnik. Die Arbeitsgänge von Architektur, Design und Mode sind einander ziemlich ähnlich. Als der Umbau meines Ladengeschäfts entstand, waren die Gespräche mit dem Architekten für mich ein Vergnügen. Der Archi-

tekt arbeitet ja auch vom Plan, vom Zwei- ins Dreidimensionale. Nur ist ein Haus natürlich weniger flexibel als ein Kleidungsstück.

Hatten oder haben Sie Vorbilder?

Dazu fällt mir spontan meine Grosstante Lina ein. Auf die Mode bezogen sind es die in der Schnitttechnik versierten Japaner. Issey Miyake hat mich beeindruckt, obwohl mir nicht alles von ihm gefällt. Auch Jil Sander, die sich den Schnittmacher von Yohji Yamamoto holte, stand für tolles Handwerk. Ich habe grossen Respekt vor allen, die es so weit gebracht haben.

Haben Sie schon einmal ein Brautkleid entworfen?

Klar. Ich habe Brautkleider immer auf Anfrage gefertigt, aber da wir heute keine Einzelanfertigungen mehr machen, ist das Brautkleid praktisch Geschichte für mich.

Was halten Sie vom Hidschab, dem islamischen Schleier?

Das ist keine eigentlich modische, sondern eine soziokulturelle Frage. Der Designer Hussein Chalayan hat das Thema aufgegriffen und damit gespielt. Ich selber lehne mich nicht an andere Kulturen oder Epochen an. Das Tragen eines Hidschabs oder Tschadors ist eine aus dem Islam entstandene Gepflogenheit. Wir hatten ja auch eine Kopftuchkultur, aber das Leben war anders als heute. Die Frauen schützten sich beim Heuen vor dem Staub. Ein anderes Beispiel sind Hüte, ohne die man früher nicht aus dem Haus ging.

Sie haben ein Faible für Berufskleidung. Wie kommt das?

Das nahm seinen Anfang an der Expo 2000, als der Architekt Peter Zumthor an mich herantrat wegen des Bekleidungskonzepts für den Pavillon in Hannover, eine sehr komplexe Aufgabe. Meine erste Reaktion war abwehrend, aber Zumthor ist ein guter Rhetoriker. Ich hatte zu dem Zeitpunkt auch das richtige Team um mich – ich habe das nicht allein gestemmt.

Sie haben eine Portieruniform für die internationale Hotelkette Swissôtel kreiert. Wie sieht sie aus?

Es gibt die Hauptteile und schmückende Accessoires wie die Schuhschnalle und die Sennenbrosche vom Appenzeller Goldschmied Sebastian Fässler. Je nachdem, ob die Livree für den Door- oder den Bellman zum Einsatz kommt. Auch klimatische Bedingungen spielen mit. In Schanghai braucht es keinen Wintermantel, weil es schlicht zu heiss ist. Sämtliche Teile sind nach alter Schneidertradition gefertigt, mit Stickereien und Echtsilberknöpfen, die gegossen wurden. Alles ist auf Halbmass gemacht, mit einem Grundschnitt, der auf den jeweiligen Träger angepasst wird.

Ist Ihnen verspielte Mode zuwider?

Ich bin bestimmt kein Ausbund des *Style décoratif*. Grundsätzlich kann ich mich aber daran erfreuen. Ich denke da an den grossartigen Christian Lacroix, dessen wilder Material- und Farbenmix unerreicht ist.

Die Modemacherin **Ida Gut**, Jahrgang 1964, führt seit 1996 ihren eigenen Laden, erst an der Brauerstrasse, nun an der Ankerstrasse 112 in Zürich. www.idagut.ch

Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Ladies' Night

Von Jürg Zbinden

Die Abendgarderobe, neben dem Brautkleid die Königsdisziplin der Mode, ist den flüchtigen Trends weniger unterworfen als Tageskleider. Die meisten Damen überlegen es sich gut, bevor sie sich für eine Robe entscheiden, denn die Preise bewegen sich meistens über jenen für Alltagsmode. Schliesslich steht auch kaum jeden Tag ein Theater- oder Opernbesuch auf dem Programm. Aber heute scheint es ja viel wichtiger zu sein, worin Stars und Sternchen über den roten Teppich schweben oder stöckeln. Nicht alle machen darin eine so gute Figur wie das Model auf dieser Seite. Das Stilprinzip «Weniger ist mehr» sollte gerade im festlichen Rahmen zum Tragen kommen.

1—Das bodenlange Kleid ist aus 100 Prozent Seide. Es besticht durch schlichte Eleganz und beweist, dass es nicht immer ein freizügiges Décolleté zu sein braucht für den ganz grossen Auftritt. Der Preis der weinroten Abendrobe beträgt vergleichsweise moderate Fr. 1390.–. Bezugsquellen-Info über www.windsor.de.

2—Spektakulär ist die mit farbigem Muranoglas bestickte Pochette aus schwarzem Satin. Kongenial kombinieren lässt sie sich mit dem abgebildeten schwarzen Abendkleid. Die Tasche aus der aktuellen Sommerkollektion von Bulgari kostet Fr. 1690.–. In Bulgari-Stores, zum Beispiel an der Bahnhofstr. 40, Zürich.

3—Nicht zu schön, um sich daraufzusetzen. Buchstäblich aus einem Guss ist der «Panton Chair Classic» des dänischen Designers Verner Panton. Die Brüder des knallroten Freischwingers gingen 1967 in Serie. Der moderne Klassiker mit einer Vollkunststoffschale ist aus lackiertem Hartschaum, erhältlich in sechs verschiedenen Farben. Um Fr. 1300.–. Bezugsquellen über www.vitra.com/de-ch/dealers/ch.

4—Hoffentlich keine «schwarze Witwe» ist das für Windsor Women posierende Model. Die weich fliessende Abendrobe ist wie das Kleid in Rot aus 100 Prozent Seide, aber es kostet Fr. 200.– mehr, also Fr. 1590.–. Bezugsquellen-Info über www.windsor.de.

5—Gleich fünf unkeusche Schlösser mit dem LV-Logo hängen an der blutroten «Clutch» von Louis Vuitton. Den Preis erfährt man auf scheue Anfrage. Nur so viel sei verraten, gerade billig ist die kleine Sünde nicht. Louis Vuitton, Bahnhofstr. 30, Zürich.



1



2



3



4



5



Auto

Leises Röhren

Das 996er-Cabrio von Porsche bietet kalifornischen Komfort und macht aus jedem Arbeitstag ein Ferienerlebnis. *Von Ulf Poschardt*

Lange habe ich gezögert. Nach der x-ten Probefahrt in einer Pagode war ich sicher: Nein, ich bin kein Mensch, der gerne in einem Museum lebt. Am Ende einer monatelangen Suche nach einem Cabrio für den Sommer flog ich eines Sonntagabends von Berlin nach Saarbrücken, stieg in ein Taxi und liess mich durch dieses etwas verschrobene Bundesland knapp an die Grenze Frankreichs fahren, um dort meinen Porsche abzuholen.

Das Haus in der etwas tristen Umgebung erkannte ich sofort. Ich entdeckte mein Auto vor der Garage. Ein 996er-Cabrio in Schwarz-

metallic, mit schwarzem Leder und eleganten Felgen. Der Zustand war exzellent, das hatte man bereits in der Internet-Annonce sehen können. Deswegen habe ich das Auto «blind» am Telefon erworben. Bis heute habe ich es keinen Tag bereut. Es ist wunderbar: zuverlässig, etwas gewöhnlich und bietet einen kalifornischen Komfort dank der ausgezeichneten Tiptronic, für die ich mich entschieden habe. Der Preis war so grandios, dass ich ihn hier nicht verraten möchte. Nur so viel: Jeder, der den Wagen gesehen hat, taxierte das Doppelte.

Um 21 Uhr 40 verliess ich das Städtchen und fuhr los Richtung Berlin. Knapp 800 Kilometer durch die ganze Republik lagen vor mir, und ein wenig gruselte es mich. Die netten Mittelständler, die mir das Cabrio verkauft hatten, gaben mir eine Flasche Sprudel mit auf den Weg, von der Frau hatte ich ein Sandwich geschmiert bekommen. Derart ausgerüstet, erreichte ich wenig später die Autobahn.

Deutschland ist ein reguliertes, mitunter unfreies Land, aber die Autobahn ist ein Band der Freiheit. Darauf kann man die Grösse, Weite und Heterogenität des Landes erfahren. An-

fänglich im Schonmodus unterwegs, wurde ich durch das leise Röhren des Sechszylinder-Boxer an mein Vorleben als 911er-Fahrer erinnert. Das lag knapp ein Jahrzehnt zurück. Es war, um es ein wenig pathetisch zu formulieren, wie nach Hause kommen. Die Sitze so, als wären sie für mich genäht, die Strassenlage exquisit, und auch bei einem zehn Jahre alten Sportwagen funktioniert alles. Mehr noch: Es sieht auch noch aus wie neu. Den ersten Tankstopp mache ich bei Worms. Den nächsten erst im Osten der Republik. Ich bin schockiert. Obwohl wegen Automatik und Elektroverdeck mit Hüftspeck versehen, verbraucht der 996 Carrera um die zehn Liter, sportlich bewegt etwas mehr.

Als um Mitternacht im Radio die Nationalhymne gespielt wird, fahre ich durch das thüringische Mittelgebirge der Lutherstadt Eisenach entgegen. Die Autobahn ist leer, der Wald erinnert an Grimms Märchen. Die Regression hält an, als ich gegen halb zwei auf die gutausgebaute Autobahn zwischen Leipzig und Berlin einbiege und den Porsche auf der leeren Strecke hasten lasse. Auch bei Tempo 275 zeigt der 996er keine Anzeichen von Aufregung. Um 2 Uhr 32 komme ich zu Hause an. Seither liebe ich das Auto und fahre seit einem Vierteljahr jeden sonnigen Morgen damit ins Büro. Es ist wie Kurzurlaub, zweimal am Tag.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Porsche 996 Cabrio (ab Bj. 1997)

Leistung: 300 PS, Hubraum: 3387 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 275 km/h
Preis: ab Fr. 45 000.- (für gepflegte Occasionen)



Der gelbe Genuss

Ein Luxusauto hat auch einen Luxuston verdient. Im Jaguar kann man deshalb Bowers & Wilkins hören. *Von David Schnapp*

Im Highend-Segment des Automobilbaus list, was die Innenausstattung angeht, ein Trend zu hochwertigen Soundsystemen zu erkennen. Wir haben uns deshalb drei englische Luxus-Cabrios angehört, schliesslich war Sommer, und ein offener Wagen verlangt eine besonders gute Audioanlage.

Das erste Probegören fand im neuen Jaguar XKR Convertible 5.0 V8 S/C statt. Jaguar kooperiert für seine hochwertige Audioanlage mit Bowers & Wilkins, einem anderen englischen Traditionshaus. Die Lautsprecher mit den gelben Membranen der Firma sind legendär. Im neuen XKR hat B&W erstmals die Klangkulisse für einen Jaguar gebaut. Dafür hat man wie bei den Heimlautsprechern Aluminiumkalotten-Hochtöner und Kevlar-Mitteltöner verwendet, die hier wie da ausserordentlich gut klingen und ebenfalls durch ihre charakteristischen gelben Membranen erkennbar sind.

Pink Floyd im Härtetest

Für unsere erste Fahrt schliessen wir das iPhone an die Schnittstelle an. Der erste Hörerindruck ist etwas konfus. Wir beginnen, den Equalizer besser abzustimmen, der Klang wird immer besser, auch wenn es im Hochtonbereich schnell zu klirren anfängt. Wir wechseln auf CDs, und jetzt entfaltet sich die ganze Pracht des Audiosystems, und gleichzeitig wird klar, wie schlecht MP3- bzw. AAC-Dateien

eigentlich klingen. Die B&W-Anlage ist in der Wiedergabe so brillant, dass sie die minderwertige Qualität komprimierter Audiodateien gnadenlos offenbart.

Unseren Härtetest haben wir immer mit «Shine On You Crazy Diamond» von Pink Floyd gemacht, das Stück ist eine Herausforderung für jede Anlage. In unserem Test-Jaguar hört es sich wunderbar an, dynamisch und mit grosser Klarheit kommen die unterschiedlichen Sounds zur Geltung. Dabei spielt sich die Anlage nie in den Vordergrund, mit englischer Noblesse gibt sie einfach wieder, was ist.

Fazit: Mit 525 Watt, 8 Lautsprechern und einem 5.1-Kanal-Verstärker ist das System von B&W fast bescheiden im Vergleich zu den 1100 Watt der Naim-Anlage im Bentley GTC Speed, über die wir nächste Woche berichten werden. Trotzdem bringt B&W mit seinem digitalen Verstärkerkonzept einen sehr fein abgestimmten Sound hin, der dynamisch ist, aber nie zu aufdringlich wird. Zu einem Auto, dessen Motor schon ein akustisches Wunderwerk ist, sollte man sich auch eine anständige Anlage leisten.

Jaguar XKR Convertible mit Bowers & Wilkins Premium Sound System. 525 Watt, Dolby Pro Logic II. 8 Lautsprecher, Kevlar-Mitteltontreiber, Aluminium-Hochtöner. DAB-Radio, 6-fach-CD-Wechsler, iPod-Interface, USB-Memory-Interface. Preis Testfahrzeug Fr. 193 960.–. www.jaguar.ch, www.bowers-wilkins.de



Keine Gnade für Minderwertiges: B&W Premium Sound System im Jaguar.

Heisse Böden, kühle Weine



Es gibt Weintrinker, denen ist bei einer Flasche die Ökobilanz wichtiger, als dass ihnen der Tropfen, den sie nebenan mit dem Rucksack abholen, auch schmeckt. Ich gehöre eher zur verantwortungsloseren Sorte Konsument. Geschmack zählt mehr als Prinzipien. Wenn schon meine Tennisschuhe aus Taiwan kommen, weshalb soll ich mir ein Gewissen machen bei einem Glas aus Übersee. Dass ich eher selten zu einem solchen greife, hat andere Gründe. Weine aus der Neuen Welt sind zu oft noch Kopien von solchen aus der Alten.

Zwar ist nicht einzusehen, weshalb die Europäer den Begriff «Terroir» für sich gepachtet haben sollten. Tatsächlich aber werden Weine aus Übersee (noch?) relativ selten auf lokales Profil hin produziert. Natürlich gibt es Ausnahmen, viele kleine und eine grosse: Weine aus Argentinien. Zumal die aus Mendoza. Allen voran die Malbecs. Im Bordelais längst zum Kuriosum abgesunken (und gerade noch in Cahors als «Côt» von Bedeutung), erlebt die Malbec in Argentinien eine Blüte ohnegleichen. Sie ist die Basis von ebenso originalen wie originellen Weinen, die ihren Charakter der einmaligen Lage am Fuss der Anden verdanken (heisse Terrains, kühle Winde). Die Produktion ist in den letzten Jahrzehnten explodiert, nicht nur was die Menge, auch was die Qualität angeht.

Bauten (und bauen) die grossen traditionellen Produzenten wie Weinert oder Norton monumentale Weine für eine halbe Ewigkeit, gibt es heute mehr und mehr schneller trinkfertige Malbecs. Der Puerta Secreta 2007 ist dafür ein gutes Beispiel. Jetzt schon ein grosses Vergnügen in seiner gepfefferten Jugendlichkeit, lässt er sich locker bis zur Eröffnung des Gotthard-Basistunnels lagern. Er ist ein Wein, der tief beginnt (gedörrte Zwetschgen, schwarze Früchte überhaupt, Tabak-, Lakritze-, Kaffeenoten) und in einem überwältigend frischen Nachhall endet (die Restlebensgefährtin murmelt etwas von «Stachelbeeren»). Da wäre auch der Globalisierungsgegner gut beraten, über seinen Schatten zu springen. Ausnahmsweise.

Puerta Secreta Malbec Reserva 2007. Mendoza, Argentinien. 14%. Mövenpick. Fr. 19.– (www.moevenpick-wein.com/wein@moevenpick.com)

AVO session Basel

23. Okt. bis 15. Nov. 2009

SCORPIONS | IVO

Freitag, 23. Oktober, 20 Uhr

CHF 170.-/150.-/120.-



OPENING NIGHT

Ein Feuerwerk zum Festivalstart 2009: Die legendäre deutsche Hardrock-Truppe The Scorpions rockt durch 40 Jahre Bandgeschichte. Hymnen und Balladen. Laute und leise Emotionen pur. Auch vom Schweizer Rock-Barden Ivo, der die Opening Night mit seinen Powersongs einleitet.

KEVIN COSTNER AND MODERN WEST | JANE BIRKIN

Sonntag, 25. Oktober, 20 Uhr

CHF 150.-/130.-/110.-



ACTORS AND MUSICIANS

Begegnung zweier Superstars: Jane Birkin trifft Kevin Costner. Nicht auf der Leinwand, sondern live auf der Bühne in Basel. Hollywood gegen Côte d'Azur. Amerikanischer Mainstream-Rock gegen französisches Chanson. Und für beide gilt: Film trifft Musik. Keine für die Kamera gespielte Leidenschaft, sondern echte musikalische Emotionen.

BLIND BOYS OF ALABAMA | PRESERVATION HALL JAZZ BAND | RUTHIE FOSTER

Mittwoch, 28. Oktober, 20 Uhr

CHF 100.-/80.-/70.-



DOWN BY THE RIVERSIDE

Höllischer New Orleans-Jazz mit der feurigen Preservation Hall Jazz Band, himmlischer Gospelgesang mit den groovenden Blind Boys of Alabama und irdischer Blues mit der umwerfenden Ruthie Foster. Down by the Riverside hats genügend Wasser, um die Hitze des Abends zu kühlen!

UB40 | ORISHAS

Freitag, 30. Oktober, 20 Uhr

CHF 110.-/90.-/70.-



DANCE TO THE MUSIC

Karibische Rhythmen und sonniger Sound. Melodiöser Reggae und kubanisch angehauchter Hip-Hop-Pop. UB40 und die Orishas sorgen in Basel buchstäblich für eine tropisch heisse Stimmung. Dabei gehts nicht nur um eitel Sonnenschein: Die Texte der beiden Musikformationen sind durchaus auch politisch!

NATALIE COLE | SUSAN TEDESCHI

Samstag, 31. Oktober, 20 Uhr

CHF 160.-/140.-/110.-



LADIES NIGHT

Eine Diva zwischen Soul und Jazz, eine neue Königin des Blues: Natalie Cole und Susan Tedeschi bestreiten eine «Ladies Night» mit Stil und Klasse. Superstar seit den Siebzigerjahren die eine, aufstrebende Interpretin seit den Neunzigern die andere – und beide garantieren für Gesangskunst erster Güte.

KRIS KRISTOFFERSON | ROSANNE CASH

Samstag, 7. November, 20 Uhr

CHF 150.-/130.-/110.-



COUNTRYSIDE

Country? Americana? Singer-Songwriter? Bei Kris Kristofferson und Rosanne Cash werden alle Stilshubladen überflüssig: Der grosse Liedermacher und die Tochter von Johnny Cash sorgen für eine Grand Tour durch sämtliche musikalischen Landschaften Amerikas.

TOM JONES | TOWER OF POWER FEAT. STEFANIE HEINZMANN

Sonntag, 8. November, 20 Uhr

CHF 170.-/150.-/120.-



TIGER POWER

Man nennt ihn den «walisischen Tiger», aber er gilt auch als der weisse Soul-Mann par excellence: Tom Jones. Seine Liebe zur schwarzen Musik verbindet ihn mit der legendären kalifornischen Funk-Band Tower of Power – und mit der jungen Walliserin Stefanie Heinzmann. Grosse Emotionen und messerscharfe Rhythmen sind garantiert.



DIANA KRALL | PETER SCHÄRLI TRIO FEAT. GLENN FERRIS

Dienstag, 10. November, 20 Uhr

CHF 170.-/150.-/120.-



BEAUTIFUL JAZZ

Eine rauchig dunkle Stimme, schattig gedämpfte Trompetenmelodien, Swing und Drive, die schönsten Songs aus fremder oder eigener Produktion, – die kanadische Sängerin Diana Krall und der Schweizer Trompeter Peter Schärli bieten Musik für «Body and Soul», aber nicht für simple Minds...

JAMES MORRISON | MARIA MENA

Mittwoch, 11. November, 20 Uhr

CHF 100.-/80.-/60.-



ART OF SONGWRITING

Eindringliche Songs, einzigartige Stimmen. James Morrison und Maria Mena gehören zu den grossen Stars der neuen Liedermacher-Generation. Sie könnten locker Fussballstadien füllen. Doch an der AVO SESSION Basel 2009 erlebt man sie ganz intim. In einer Nähe, die ihre Musik ganz speziell erleuchten lässt.



GEORGE CLINTON PARLIAMENT FUNKADELIC | ELIJAH & THE DUBBY CONQUERORS

Donnerstag, 12. November, 20 Uhr

CHF 110.-/90.-/70.-



GET THE PARTY STARTED

Nicht Bill, sondern George Clinton ist der Grösste: Mit seinem ebenso packenden wie verspielten P-Funk ist er für die Hip-Hop-Welt zum wichtigsten Groove-Lieferanten seit James Brown geworden. «Beweg di» ist aber auch das Motto des jungen Zürcher Reggae-Poeten Elijah und seiner Dubby Conquerors.

GRACE JONES | TRYBEZ

Freitag, 13. November, 20 Uhr

CHF 160.-/140.-/110.-



GLAMOUR POP

Grace Jones ist Jamaicas einflussreichster musikalischer Export seit Bob Marley: Eine eigenwillige Disco-Diva mit Wurzeln im Reggae und transsexuellem Prestige auf der internationalen Klub-Szene. Unvergesslich bleibt aber auch ihre elegante Adaptation von Astor Piazzollas «Libertango». Den passenden «Opening Act» bringt sie gleich selbst mit: Trybez.

SNOW PATROL | EMILIANA TORRINI | SANDI THOM

Samstag, 14. November, 20 Uhr

CHF 100.-/80.-/60.-



YOUNG & WILD

Melancholischer Pop und satter Rock? Snow Patrol aus Glasgow verbinden die beiden Stile mit Leichtigkeit – ebenso wie die isländische Sängerin Emiliana Torrini die Welt in charmant blumigem Pop beschreibt. Und die Schottin Sandi Thom eröffnet den Abend auf heiter tanzbare (Pop-)Weise.

SIMPLE MINDS | LOVEBUGS

Sonntag, 15. November, 20 Uhr

CHF 140.-/120.-/90.-



GET ROCKED

Ein Duell der Rockgiganten. Schweiz gegen Schottland. Die Lovebugs gegen die Simple Minds. Ein Spektakel für das grosse Stadion. Doch im Festsaal der Messe Basel kommen sich die beiden Kult-Bands intim nahe. Es geht nicht um Kampf oder Konkurrenz. Sondern um die beste Rockparty des Herbstes!



AVO CIGARS



WWW.AVO.CH

TICKETS ÜBER WWW.AVO.CH ODER
WWW.TICKETCORNER.COM TEL. 0900 800 800 (CHF 1.19/MIN)



Basler Zeitung

SRDRS

Gang zu den Müttern

Mit der Neuausgabe seiner ausgewählten Essays entdeckt der Diogenes-Verlag einen grossen Vergessenen der Schweizer Germanistik wieder: Walter Muschg.
Von Peter Rüedi

Der letzte Text in Walter Muschgs «Von Trakl zu Brecht» trägt einen Titel, wie nur er ihn finden konnte: «Abtransport der Sphinx». Noch einmal kam der Zürcher Literaturwissenschaftler auf dem Basler Lehrstuhl auf das Thema zurück, das ihn nach dem Zweiten Weltkrieg beschäftigte wie keines: «die barbarische Traditionslosigkeit der deutschen Literatur». Diese hatte er 1956 schon in den Essays seines erfolgreichsten Buchs unter der brachialen Überschrift «Die Zerstörung der deutschen Literatur» beklagt.

Die Nazis hatten nach Hitlers Machtübernahme eine ganze Generation deutscher Dichter vernichtet, die Autoren, die unter dem Schlagwort des Expressionismus nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs um nichts weniger kämpften als um die Glaubwürdigkeit der Literatur. Kaum weniger fatal als ihre Vernichtung (ihre Vertreibung, Verfemung und im schlimmsten Fall Ermordung; die öffentliche Verbrennung ihrer Bücher) war der Umstand, dass der deutsche Literaturbetrieb nach der Stunde null die «entartete Kunst» nicht rehabilitierte, sondern vergass und verdrängte wie die ganzen tausend Jahre.

Liebesentzug als Triebfeder

Nun war «Goethe als Nothelfer» gefragt. Mit dessen 200. Geburtstag 1949 setzte ein eigentlicher Goethe-Kult ein. Er beförderte auch den Aufstieg des Goethe-Spezialisten Emil Staiger zum Star der Nachkriegsgermanistik. Der war in vielem Walter Muschgs Antipode. Entwickelte er die Kunst der «werkimmanenten» Interpretation, mochte Muschg den Dichter nicht von der Dichtung trennen und bestand darauf, dass alle Literatur von Bedeutung «über die ästhetische Sphäre» hinausweise. Sollte Staiger dereinst in seiner Zürcher Rede vom Autor den «Willen zu einer möglichen, auf den Fundamenten der Sittlichkeit gegründeten Menschengesellschaft» fordern, hielt Muschg bis zum Ende am Glauben fest, die Voraussetzung grosser Literatur sei der Schmerz. Sie entstehe aus Armut, Leid, Schuld, Liebesentzug, Aussenseitertum, und sie würde von Autoren geschaffen, «denen Gefährdung, Brüchigkeit,



«Wer im Orkan gehört werden will, muss sich kurz fassen»: Schriftsteller Muschg.

Misslingen eingeschrieben sind (Hölderlin, Kleist, Nietzsche, Kafka, Robert Walser). Das Wort «tragisch» mag uns dafür zu pathetisch klingen, aber in der Sache hat Muschg entschieden: als irgendwer sonst auf das Prekäre, Gefährdete, Dissonante grosser Dichtung hingewiesen» (Karl Pestalozzi).

Der Aufsatz «Abtransport der Sphinx» steht auch am Schluss einer Neuausgabe der «Zerstörung der deutschen Literatur» beim Zürcher Diogenes-Verlag, die durch die Herausgeber Julian Schütt und Winfried Stephan um nicht weniger als 26 weitere Essays erweitert wurde. 928 Seiten insgesamt. Nicht nur in

den Stücken über die (bis auf Kafka und Brecht) vergessenen Dichter des Expressionismus (Oskar Loerke, Ernst Barlach, Alfred Döblin, Else Lasker-Schüler etc.), auch in den Neuvermessungen von scheinbar gesichertem literarhistorischem Gelände von Goethe bis Schiller, von Gotthelf bis Keller sind sie eine anhaltend mitreissende, aufregende, hochenergetische Lektüre. Bruchstücke einer «grossen Konfession», wie 1948 schon der junge Dürrenmatt Muschgs Opus magnum «Tragische Literaturgeschichte» begrüsst hatte. Das letzte endet mit diesen bitteren, auch ironischen Sätzen: «Vielleicht wird man es bald auch bei uns einen

Fortschritt nennen, wenn es keine Dichter mehr gibt, nur noch Ingenieure, weil man das, was in Europa bisher als grosse Dichtung galt, für überlebt hält. Die Literatur ist ja nicht mehr so wichtig, wie sie es bis 1933 war, die Menschheit hat heute andere Sorgen. [...] Es könnte sein, dass das Schicksal des Expressionismus das Vorspiel zu dieser Wendung der Dinge war. Der Flugsand deckt die Sphinx zu. Sie sind vielleicht auf lange hinaus die letzten grossen deutschen Dichter gewesen.»

Wie in all seinen Texten spricht Walter Muschg auch hier in eigener Sache. Als er am 6. Dezember 1965 in der Post auf dem Basler

«Vielleicht wird man es einen Fortschritt nennen, wenn es keine Dichter mehr gibt.»

Bruderholz zusammenbrach, starb die letzte Sphinx einer Literaturwissenschaft, der es nicht auf Methodik und Strukturanalysen ankam, sondern, mit dem Titel eines Nachlassbandes zu sprechen, auf «Pamphlet und Bekenntnis». Ausgelöst durch gleichermassen aus Leidenschaft und existenzieller Not und Notwendigkeit geborene Texte. Muschg vertrat keine wissenschaftliche Richtung, sondern im Grunde nur sich selbst. Das allerdings mit einer Emphase und sprachlichen Prägnanz und Wucht, dass ihm selbst seine vielen Gegner Glaubwürdigkeit nicht absprechen mochten. Sie vibriert unvermindert in diesen Texten, vom ältesten, einem Aufsatz von 1927 über die Sprachkunst von Johann Jakob Bachofen (dem Entdecker des «Mutterrechts»), bis zum späten Umriss eines Gottfried-Keller-Porträts.

Keine Spur von Altersmilde

In seiner Antrittsvorlesung an der Uni Zürich sprach Walter Muschg 1929 zum Thema «Psychoanalyse und Literaturwissenschaft». Es war eine Pioniertat. Einer der schönsten Texte in der neuen Auswahl heisst «Freud als Schriftsteller» (1930). Auch darin verhandelt Muschg indirekt sich selbst. Suchte Bachofen nach einer vor dem Patriarchat anzusiedelnden matriarchalen Urgesellschaft, entdeckte Freud in den «prähistorischen Jahren eines Kindes», in der «kindlichen Urzeit» die Fundamente der menschlichen Psyche, war Muschg ein Archäologe des dichterischen Antriebs, fasziniert von allen Manifestationen des Archaischen. Wie Bachofen, wie Freud produzierte er in seiner «Literaturtheologie» (Beatrice von Matt) grosse Prosa. Nur einer, der im Umgang mit Dichtung selbst ein Dichter geworden ist, kann über Brechts Hang zur Kürze einen Satz wie diesen schreiben: «Wer im Orkan gehört werden will, muss sich kurz fassen.»

Ein handlicher Didaktiker wurde dieser von allen Göttern der Dichtung Geschlagene nie. Noch am Ende seines Lebens, als ich ihn als ah-

nungsloser Novize kennenlernte, war von Altersmilde nichts zu spüren. Seminararbeiten lieferten wir an der Bruderholzallee 110 ab wie Kapitulationen. Er konnte ungerecht sein und impulsiv bis zum Jähzorn und warf auch schon mal einen aus seinem Oberseminar, der sich für ein Gedicht von Gottfried Benn einzusetzen wagte (freilich nicht ohne sich bei ihm am nächsten Tag zu entschuldigen).

Am Ende des Gangs zu den Müttern war Walter Muschg auf drei Grundformen der dichterischen Welthaltung gestossen. In der genannten «Tragischen Literaturgeschichte» differenzierte er das, was Schiller pauschal mit der «naiven Dichtung» meinte, in ein typologisches Dreieck aus: die Magier, die Seher, die Sänger. In der Entfernung vom Ursprung, im Gang der Geschichte, den er als einen Prozess der Profanierung verstand, setzten sich die Urbilder in Mischformen und Sekundärtypen fort, der Magier im Gaukler, der Seher im Priester, der Sänger im Poeten. Darin liegt eine Wertung, und im Grunde bestand Muschgs ganzer literarischer Kosmos aus Werturteilen: nachvollziehbaren, überraschenden, provokanten, gelegentlich unverständlichen.

Nicht immer ging er so weit wie im Fall des Nazi-Mitläufers Josef Weinheber, dem er als imaginären Grabspruch einen Vers des barocken Christian Günther nachruft (Weinheber nahm sich beim Einmarsch der Russen in Wien durch eine Überdosis Schlafmittel das Leben): «Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf.» Rilke war ihm suspekt als «ideale Unterlage für die dilettantischen pseudoreligiösen Bedürfnisse», die ihn «zu einer Art von lyrischem Rasputin verzerrt» hätten. In Thomas Mann sah er einen Repräsentanten der literarischen Reaktion, «geistig im 19. Jahrhundert zuhause». Die «dominierende Rolle», die er nach Kriegsende noch einmal spielte, sei nur damit zu erklären, dass die im Ersten Weltkrieg «erwachte Dichtergeneration mit Gewalt zum Schweigen gebracht worden war».

Gottfried Benn, den er in seinen Anfängen bewundert hatte, verfolgte er, blind für die komplizierten Gründe seiner kurzen Nazi-Verirrung, mit Verachtung. Sein Aufsatz über Benn beginnt mit einem Absatz, der hier als Beleg dafür genügen muss, mit welcher alttestamentarischer Pranke Muschg zuschlagen konnte: «Der im Sommer 1956 gestorbene Berliner Spezialarzt Dr. Gottfried Benn, der nebenher sehr schöne Gedichte schrieb, hat der literarischen Welt Rätsel aufgegeben, mit denen sie nicht fertig wurde. Das erste war dieser Doppelberuf, das zweite seine Parteinahme für den nationalsozialistischen Umsturz, das dritte seine ebenso unerwartete Rehabilitierung nach der deutschen Niederlage. Rätselhaft war diese Rehabilitierung freilich nur für das unbeteiligte Ausland, das nicht wusste, welche geistige Wüste der Nationalsozialismus hinterlassen hatte. Die deutsche Jugend

von 1945, entmündigt und im Stich gelassen wie vielleicht nie eine Jugend vor ihr, geriet an das Rauschgift von Benns Versen und verwechselte deren Nihilismus mit ihrer eigenen Verzweiflung. Sie hätte einen besseren Tröster verdient. [...] Statt auf die Worte der Geopfertenen zu hören, liess man sich von einem Meister der lyrischen Betäubung einschläfern, wo jetzt doch alles auf klare Gedanken und ein reines Gewissen ankam.» So spricht ein Moralist, einer, der weiss, wo Gott hockt und wo der Teufel. Zuweilen erschien er uns Studenten als eine Art ungeheuer belesener Terrorist der moralisch beglaubigten literarischen Eigentlichkeit.

«Helvetischer Sonderfall»

Sein frühes Buch über Jeremias Gotthelf («Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers», 1931) ist allerdings beispielhaft dafür, dass Muschg im Gang der Literaturgeschichte nicht nur einen unumkehrbaren Degenerationsprozess sah; er erkannte und feierte auch unzählige Auferstehungen der archaischen Urbilder. Hinter dem folkloristisch verharmlosten *blumete Trögli* des volkstümlichen Gotthelf-Verständnisses entdeckte er einen Titanen vom Format Homers oder der alttestamentarischen Propheten. Er versteigt sich zur Formel «Keller verkörpert ein Jahrhundert, Gotthelf ein Jahrtausend». Und zu solchen Sätzen: «Nicht nur dass er keine zerstörerische Vehemenz des Daseins scheut: er sucht sie auf, er wächst an Kraft mit ihr. Er zeigt in seinen vollendeten Werken eine raubtierhafte Sicherheit des Ganges. [...] Er stellt keine moralisierte Wunschwelt dar, in welcher wehleidige Individualismen gedeihen, sondern Leben zeugende und verbrauchende Prozesse.»

Das Prekäre solcher Gedanken wurde Walter Muschg bald bewusst. Seine Antrittsvorlesung an der Universität Basel (1937) war in der Auseinandersetzung mit Josef Nadlers völkischer «Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften» auch eine Korrektur seines eigenen mythischen Archaismus. Er wusste, dass die Nazis, «die Lehrer des neuhelvidischen Evangeliums, [viele] aus dem Gedankengut des Expressionismus zur Fratze entstellt übernahmen».

Wenn er von Gotthelf sagt, dass alle seine Werke «nicht nur einem ästhetischen, sondern auch einem sittlichen Antrieb entsprungen sind», so zieht er daraus auch persönliche Konsequenzen. Der «helvetische Sonderfall eines humanistisch und demokratisch aufgeklärten konservativen Revolutionärs» (Arnold Künzli) liess sich 1939 in den Nationalrat wählen, nicht um (in der Fraktion von Duttweilers Landesring) Parteipolitik zu betreiben, sondern aus einem Verantwortungsgefühl gegenüber einer Schweiz in schwieriger Zeit, als Vertreter des Geistes sozusagen, der sich vor dieser Verantwortung nicht drücken dürfe. Er war kein

Hinterbänkler. Er bekämpfte das bundesrätliche Vollmachtenregime, setzte sich für eine humanere Flüchtlingspolitik ein, war gegen die «Angleichung des Aussenhandels» an die Bedürfnisse der deutschen Kriegswirtschaft und opponierte 1942 gegen den Beschluss über die «Ausbürgerung von Landesverrätern».

Von seinen eigenen Antrieben, Motivationen, Ängsten, Phobien und Leidenschaften sprach der Einzelgänger nur indirekt, über die Gegenstände seiner tragischen Literaturwissenschaft. Seine Herkunft muss ihm ein Wort des von ihm bewunderten Karl Kraus nahegelegt haben: «Familienbande ist ein Singular.»

Ein grosser Unzeitgemässer

Julian Schütt zeigt in seinem vorzüglichen, leider etwas knappen Nachwort, wie vieles in dieser Biografie mit der Überwindung des Vaters zusammenhing, eines protestantisch fundamentalistischen Primarlehrers und Redaktors des *Zolliker Boten*. Eines Vaters, der wöchentlich seiner Frau und den Kindern die Beichte abnahm. Die Hinwendung des Sohns zur Literaturwissenschaft war für den bigotten Frömmeler ein Skandal, Muschgs Orientierung am Expressionismus kein Zufall (so wenig wie seine Bewunderung für den Entdecker des Ödipus-Komplexes): Der Expressionismus war auch eine Rebellion der Söhne gegen die Väter.

Nach dem Tod von Muschgs Mutter heiratete der Vater ein zweites Mal. Für Walter war das ein Verrat. Das Kind aus dieser Verbindung, seinen 1934 geborenen Halbbruder Adolf, akzeptierte er nie, obwohl der später mit allen Mitteln um die Gunst des 36 Jahre Älteren warb; sich als Student der Germanistik auf dessen Spezialitäten stürzte, Ernst Barlach, Hans Henny Jahnn, Alfred Döblin. Die «Doppelgängerei» war Walter so unerträglich, dass er dem Jungen sogar das Betreten seines Hörsaals verbot, seine Hochzeit boykottierte, ihn zwang, seine Dissertation (über Barlach!) bei Emil Staiger einzureichen, seinem Widerpart. Den «väterlichen Werttrigismus», sagt Adolf Muschg, «schleppte Walter Muschg bis zum Selbsthass weiter». Seinerseits bastelte Adolf weiter an dem, was er im Gespräch mit Schütt ein «dynastisches Drehbuch» nannte, an dem «zwei Autoren mit den gleichen Figuren und Motiven» arbeiteten.

Weder Adolfs Buch über Gottfried Keller (Kindler, 1977) können wir vor dem Hintergrund des Fragment gebliebenen von Walter lesen, noch seine gescheiterte Ständeratskandidatur in den siebziger Jahren auf Walters kurzes Nationalratsmandat beziehen.

Allerdings: Anders als der verhinderte Dichter Walter Muschg, der seine Gedichte am Ende verbrennen wollte und von dessen Oratorium «Das Leben der Vögel» kein Mensch

Notiz nahm, wurde der Halbbruder ein Schriftsteller von Rang. Sein Romanerstling «Im Sommer des Hasen» erschien in Walter Muschgs Todesjahr. «Es war wohl Zufall», schreibt Schütt, «wenn in dieser Familie überhaupt etwas Zufall sein kann.»

Walter Muschg war ein grosser Unzeitgemässer. Das ist mit ein Grund für seine Aktualität. Und für die Freundschaft, die er in den vierziger Jahren mit einem Autor schloss, der seinerseits zeitlebens ein «Unzeitgemässer» war, gewissermassen ein «letzter Expressionist»: Friedrich Dürrenmatt. Muschg hat die religiöse Grundierung von Dürrenmatts Texten und Stücken gespürt, Dürrenmatt das religiöse Element in Muschgs bekennder Literaturwissenschaft. 1963 bot mir Walter Muschg eine Dissertation über das Thema «Friedrich Dürrenmatts schwarzer Humor» an. Das schlug ich damals leichtsinnig aus. Vielleicht sitze ich deshalb noch immer an einer Biografie über Dürrenmatt. Sicher aber will mir heute die erneute Lektüre von Walter Muschgs glühenden Essays vorkommen wie eine Art von Psychoanalyse.

Walter Muschg: Tragische Literaturgeschichte. Diogenes. 751 S., Fr. 53.80

Julian Schütt und Winfried Stephan (Hrsg.): Die Zerstörung der deutschen Literatur und andere Essays. Diogenes. 956 S., Fr. 57.90



AB CHF **33.-** *
Im Verkauf vom **24. August bis 6. September**

Zugvögel zieht es diesen Herbst nach Paris.

TGV Lyria
Reisen in Harmonie

www.tgv-lyria.com

* Verkaufsangebot gültig vom 24. August bis 6. September 2009 für Reisen zwischen dem 24. September und 24. November 2009. Preise ab CHF 33.- für eine einfache Fahrt in der 2. Klasse. Ab Basel, Bern, Genf, Lausanne, Neuenburg, Vallorbe, Zürich mit Reiseziel Paris und umgekehrt. Der Kauf muss mindestens 30 Tage vor Abfahrt getätigt werden. Angegebener Tarif gültig im Rahmen der verfügbaren Sitzplätze, kein Umtausch und keine Rückerstattung.

TGV Lyria, Mitglied von Railteam

Sanfter Knüller

Von Peter Rüedi

Julian Wasserfuhr war gerade mal achtzehn Jahre alt, als er 2006 seinen Erstling präsentierte. Er kam aus dem Nichts, einem kleinen Ort irgendwo bei Köln, und wir staunten nicht schlecht. Da tauchte ein Teenager-Trompeter (und sein etwas älterer Bruder Roman am Piano) mit einer Hommage an Chet Baker auf, als wär' das nichts. Jazz ohne Wenn und Aber. Dabei sind solche Grussadressen immer ein Hochrisikoabenteuer. Mätzchen und sogenannt originelle «Aktualisierungen» lassen sich ja vermeiden, der nostalgische Schmus, die Pseudo-Ergriffenheit schon weniger, welche die Gemeinde im Gedenken an die dunkelste Ikone unter allen Untergehern des Jazz regelmässig befällt. Wasserfuhr suchte (und fand) den jungen Chet, der hinter allen Verschattungen des alten für Augenblicke immer noch gelegentlich aufblitzte. Er setzte auf seine Weise dessen warme, coole, intime Trompetenkunst fort – ein Klang in Grossaufnahme sozusagen, aber ohne das tragische Tremolo, das uns bei Baker (wie bei der späten Billie Holiday) gleichzeitig fasziniert und abstösst. Null Voyeurismus.

Gespentisch war dieses Debüt dennoch, weil Wasserfuhr eine Einfachheit schafft, die eigentlich die Erfahrung eines halben Lebens voraussetzt. Er ist, wie sein Bruder, ein begnadeter Melodiker, bläst mit einem luftigen, sicheren Ton und in einer immer sinnfälligen Phrasierung, und er unterläuft mit seinem Understatement in den mittleren und unteren Lagen der Trompete alle Blech-Kraftmeierei. Jetzt hat der Posaunist Nils Landgren das Opus 2 der beiden Brüder produziert. Auch wenn das patronale Wohlwollen ärgerlich ist, mit dem der berühmte Schwede die CD «Upgraded in Gothenburg» nennt (als ob die jungen Deutschen eine solche Beförderung nötig hätten): Tatsächlich funktioniert die Partnerschaft mit dem Bassisten Lars Danielsson, dem Drummer Anders Kjellberg und, als Gästen auf ein paar Nummern, der Sängerin Ida Sand und Magnus Lindgren (Tenor und Flöte) fabelhaft. Tatsächlich ist Landgren selbst, der hinreissendste «vokale» Posaunist seit Urbie Green, den Wasserfuhrs ein kongenialer Partner. *A perfect match.* Ein sanfter Knüller.



Julian & Roman Wasserfuhr:
Wasserfuhr:
Upgraded in Gothenburg.
ACT 9488-2

Vergessener Held

«John Rabe» erzählt die Geschichte eines Deutschen, der Tausende Chinesen rettete. Von Wolfram Knorr



Kein Gutmensch: Ulrich Tukur als John Rabe, umringt von chinesischen Flüchtlingen.

Gute Deutsche im deutschen Vergangenheitsbewältigungs-Film waren lange tabu, nach dem Motto: Finger weg, das Fettöpfchen ist nah. Selbst im unverfänglichen TV-Krimi galt die vorausseilende Unterwerfung, nur der Deutsche ist böse, auf gar keinen Fall ein Ausländer. Ein real existierender Deutscher namens John Rabe, der 1950 verarmt und unbeachtet starb, hat das bitter zu spüren bekommen. Der Mann hatte nicht wie Oskar Schindler Juden vor Auschwitz gerettet, dafür einer grossen Zahl Chinesen während des japanisch-chinesischen Kriegs Schutz geboten. 1937 kam es in Nanking zu einem furchtbaren Massaker, und Rabe, Chef der dortigen Siemens-Niederlassung, setzte gemeinsam mit anderen in der Hauptstadt verbliebenen Ausländern, eine Schutzzone für chinesische Flüchtlinge durch. Rabe war dabei ein Vorteil dienlich: Er war Mitglied der NSDAP, und die Nazis waren mit Japan schliesslich befreundet. Das war der Grund, weshalb man jahrelang herumdruckste und Rabe lange ignorierte. Nur China zahlte ihm eine kleine Rente, von der er bis zu seinem Tod in Berlin lebte.

Erst spät, 2003, wurde der humanitäre Einsatz Rabes gewürdigt. Eine Wandlung, die sich mit der Wahrnehmung «guter Deutscher» in den Medien vollzog, wie Oskar Schindler («Schindler's List») und Hitler-Attentäter von Stauffenberg («Valkyrie»). Das Minenfeld war

gewissermassen entschärft, und so konnte auch mal ein Deutscher wie das Jungtalent Florian Gallenberger, der mit preisgekrönten Kurzfilmen Furore gemacht hatte, ins heikle Revier vorstossen und aus den Tagebüchern des Kaufmanns John Rabe (1882–1950) einen Filmstoff filtern, der sich international messen kann. «John Rabe», mit einem überragenden Ulrich Tukur in der Titelrolle, verblüfft vor allem mit komplexen Charakteren.

Rabe ist kein Gutmensch, sondern, darin Schindler ähnlich, eine schillernde Figur mit Gutherren-Attitüden, die er gleichzeitig gegen die Arroganz der Japaner einzusetzen weiss. Mit grosser Souveränität rekonstruierte Gallenberger die Dreissiger und den Verhaltenskodex der Menschen. So gelang ihm nicht nur ein tolles Lokalkolorit, sondern auch packende Verbalkollisionen zwischen Rabe, den Japanern und dem amerikanischen Arzt Robert Wilson (Steve Buscemi), der seinen Aversionen gegen den Deutschen immer wieder Luft macht und Rabes Schutzzone-Engagement misstraut. Die heftigen Dispute exkulpieren die deutsche Mea-culpa-Gesinnungs-Unart. «John Rabe» ist erfrischend frei davon. Schade, dass die Deutschen weiterhin Rabe links liegenlassen. Der Film floppte. Das hat er nicht verdient. Hoffentlich stösst er hier auf mehr Interesse.

John Rabe.

Regie: Florian Gallenberger. D/F/China, 2009

Geschichten vom multiplen Leben

Daniel Haas zeigt in seinem Roman-Debüt: Man kann sich seine Wut auch mit Humor von der Seele schreiben. *Von Henryk M. Broder*

Das Buch eines Kollegen zu besprechen, ist immer ein delikates Unterfangen. Lobt man es, sieht es nach einer Gefälligkeit aus, verreisst man es, nach Neid und Rache. Am besten, man lässt die Finger ganz von solchen Drahtseilakten, die nur mit einem Absturz enden können. Was aber, wenn einem das Buch wirklich gefallen hat und man dem Kollegen «Herzlichen Glückwunsch zu deinem ersten Roman!» zurufen möchte? Soll man es privat tun, am besten zur Mittagszeit in der Kantine? Nein, dann doch lieber öffentlich und wissend, dass man sich blamieren könnte.

Daniel Haas, Kulturredaktor bei *Spiegel online*, hat einen Roman geschrieben: «Desperado. Abenteuer eines Glücksuchers». Hätte ich von Belletristik eine Ahnung, würde ich jetzt nach Vorlagen suchen und am Ende wahrscheinlich beim jungen Werther landen, nur um festzustellen, dass die Analogie nicht viel taugt. In jedem ordentlichen Roman verzweifeln Menschen an sich selbst, sie suchen etwas, das es nicht gibt, und wenn es gutgeht, finden sie sich am Ende mit dem ab, was sie verzweifeln lässt. Unglücklich zu sein, ist der Normalzustand, nur in den Romanen von Uta Danella gibt es ein Happy End.

Generation «Golf plus»

Auch Daniel Haas hat sich, wenn ich ihn richtig verstanden habe, seine Wut von der Seele geschrieben, dass er nicht der ist, der er sein möchte, dass er mit Leuten zu tun hat, die er nicht besonders mag, und dass er vermutlich nicht einmal weiss, wer er sein und was er eigentlich machen möchte. Es ist die Situation der Generation «Golf plus», der Unerwachsenen zwischen 35 und 45, die in einer virtuellen Welt aufgewachsen sind und die nun merken, dass in der Realität nach anderen Regeln gespielt wird. Jahrelang glaubten sie, nur einen Mausklick vom Jackpot entfernt zu sein, nun sehen sie, der Jackpot war eine optische Täuschung, wie alles Übrige auch. «Ich bin ein Loser und habe noch nicht einmal einen Blog, in dem ich mich über meine Verhältnisse auslassen könnte», lässt Daniel Haas sein Alter Ego, einen Werbetexter, sagen, «über das Establishment, wie es uns alle drankriegt, auch die Kreativen, auch die Dissidenten.» Denn egal, ob sie mit dem Strom geschwommen sind oder sich dagegen gestemmt haben, alle «Distinktionsgewinne» mussten «hart erkämpft» werden, und immer war es das Design, welches das Sein bestimmte, «von der Zahnsperre bis zum Rollstuhl».



Achterbahn der Sinnsuche: Autor Haas.

Das ewige Bemühen, immer anders und dabei up to date zu sein, hatte auf die Dauer eine egalisierende Wirkung. Wenn alle ein iPhone haben, ist das iPhone nichts Besonderes.

Und so lässt Haas seinen Vertreter viele verschiedene Leben führen, als Zocker, als Paranoiker, als Masochist, als Dandy, als Terrorist. Die Kulissen bleiben dieselben, die Akteure auch, sie wechseln nur die Kostüme. «Wenn Authentizität das Ziel ist, wie weit muss man gehen?», fragt der Purist, um gleich darauf ein «Leben als Tierfreund» anzutreten, das ihn ebenso überfordert wie alle anderen davor und danach.

Daniel Haas erzählt Geschichten vom multiplen Leben auf der Achterbahn der Sinnsuche; er macht es souverän, witzig und lakonisch, ohne einen Hauch von Selbstüberhöhung oder Selbstmitleid. Viele, die er nicht gemeint hat, werden sich in dem Buch wiedererkennen, während andere, die ihm als Vorlage gedient haben, sich darüber schlapp lachen werden, wie blöd die anderen sind.

So muss es sein. Was im richtigen Leben als Klischee darbt, bekommt in der Literatur ein Gesicht. Wenn ich Daniel Haas richtig verstanden habe.

Daniel Haas: Desperado. Abenteuer eines Glücksuchers. Ullstein. Fr. 14,90

Kutti schlägt Delay

Von Albert Kuhn

Es ist hart – so, so hart im Showgeschäft», singt Jan Delay, etwas leidend. Da fragt man sich: Muss er denn? Hat er doch eine Indie-Karriere als Rapper ganz gut hingekriegt und auch schon ein Jahrzehnte überdauerndes, berührendes Lied über Hamburg gemacht. Sich aber jetzt mit den «richtigen» Mitteln an die «richtige» Soulmusik zu wagen, ist kein Risiko. Sondern eine Falle. Reicht denn, mit Verlaub, Jans Froschstimme für den ganz grossen, unironischen Motown-Auftritt unter Disco-Kugeln? Schafft er den Moonwalk, den Superfunk, den schweissüberströmten Zusammenbruch? Klar nicht. Aber so 'n bisschen doch, haha. Weil's eben sonst niemand macht, in deutschen Landen. Dinge wie das feixende «Ja, ja, ja» in «Abschussball», die Trio-Reverenz «Aha, aha, aha» und ein paar gelungene Arrangement-Tricks – das unterhält ungelegen. Wenn der Soul aber eitel Selbstzweck wird, verstehn wir nur: Bahnhof wo?

Dagegen unser vergleichsweise humorarmer Kutti MC, der im All schwebende Major Tom des Schweizer Rap, der exklusiv für sich den Depro-Rap erfunden hat. Auch er wie Delay ein randständig Rappender, auch er hat sich halb zum Genre hinauskatapultiert, auch er gibt – Dank sei dem Berliner One Shot Orchestra! – ein partiell deutsches Produkt ab. Und der Albumtitel? Verspricht er mehr Sonne, mehr Pop? Keineswegs. Er stösst den Dolch – das Wort – gleich in der ersten Zeile ins Herz. Dreht die Klinge langsam drei, vier schmerzhaft Popminuten lang. Sein Ernst, seine Sorgfalt und seine Lakonie sind systemsprengend auf die private Tour. Aber – weil öffentlich dargebracht – eben doch nicht nur privat. Die Musik? Sie erfindet sich selber, zitiert keine gehabten Stile, reckt gar ein, zwei Zehen in die E-Musik. Und Kutti MC, vor dem Compi langsam ver-röstend: «Eh und mi Kom pi, mir hei e Netz be zie hig, stän dig on line uf de Sue chi.» Das Titelstück «Sunne», die frühe Mitte des Albums, ein bedrückend klingendes Stück Eventualhoffnung. Die Sonne als Hiebe austeilende, verstrahlende Institution, aber doch gütig, wegweisend, wärmend noch die letzte Sünderin. Ist es Rap, Soul, Pop? Songwriting 3000.



Jan Delay:
Wir Kinder vom Bahnhof
Soul. Universal.
Kutti MC:
Sunne. Irascible

Anruf beim Training

Eigentlich läuft für Tom Keita alles perfekt. Sogar seine Freundin Claudia ist für einmal mit ihm zufrieden. Aber dann... «Doppelpass», Folge 40.
Von Charles Lewinsky

«Im Militär ist der bestimmt Korporal», flüsterte Mirko Milatovic.

Dass er es nicht laut sagte, hatte nichts mit Schüchternheit zu tun. Wenn es darum ging, das Maul aufzureissen, hatte der Verteidiger noch nie Hemmungen gekannt. Aber jetzt reichte die Luft in seinen Lungen einfach nicht für mehr.

Heute war ein Krähenbühl-Tag, und es gab wenig, was die Spieler so hassten, wie wenn der Assistenztrainer ihre Fitnessübungen leitete. Der Trainer schaute sich irgendwo ein hochgelobtes Jungtalent an, und Krähenbühl genoss die geborgte Macht. Es machte ihm sichtlich Spass, die Spieler, die so viel mehr verdienten als er, einmal nach Strich und Faden schikanieren zu dürfen. Seine Kommandos würzte er mit sarkastischen Kommentaren, über die allerdings nur die ganz jungen Nachwuchsspieler lachten. Die hätten noch ganz anderes auf sich genommen, um ihre Chancen zu verbessern, irgendwann einmal in der Startaufstellung der Mannschaft zu figurieren.

«Ich kann mir ihn gut in Uniform vorstellen», flüsterte Tom Keita zurück. «Aber doch eher als Briefträger.»

Mirko lachte, und das war ein grosser Fehler. Krähenbühl hatte zwar nicht gehört, was sie gesagt hatten, aber gute Laune war ihm bei seinen Trainings generell suspekt.

«Ach, die Herrschaften amüsieren sich? Da muss ich wohl auch etwas zum allgemeinen Vergnügen beitragen und die Frequenz ein bisschen erhöhen.»

Ein allgemeines Stöhnen war die Antwort, was Krähenbühl befriedigt zur Kenntnis nahm. Er hatte für heute eine nicht enden wollende Serie von Temposprints angesetzt, und die Verschnaufpausen waren schon vorher so kurz gewesen, dass sie nicht mal zu einem richtigen Durchatmen reichten. Jetzt wurden sie noch kürzer.

«Los!», rief Krähenbühl.

Tom musste die Zähne zusammenbeissen, um nicht hinter Mirko zurückzubleiben. Bei dem Fototermin auf dieser doofen Insel war Klara Holzer auf den neckischen Gedanken gekommen – «Das wird meinen Lesern bestimmt gefallen!» –, dass er sich am Strand schlafend



stellen und Claudia ihn im Sand eingraben sollte. Und dabei hatte ihn irgend so ein giftiges Insekt in den Hintern gestochen. Die Schwellung war immer noch nicht ganz abgeklungen.

«Tempo, Tempo!», rief Krähenbühl. «Slow Motion gibt's im Fernsehen, aber nicht im Training.»

«Irgendwann bring ich ihn um», keuchte Mirko.

«Ich helfe dir dabei», keuchte Tom zurück.

Wahrscheinlich hätte Krähenbühl noch zehn Mal «Los!» gerufen, wäre da nicht plötzlich ein fremder Mann aufgetaucht.

Rannte einfach quer über den Trainingsplatz. Direkt auf Tom zu.

«Ein wildgewordener Fan», dachte der zuerst. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass ein Anhänger des Klubs aus lauter Begeisterung über den Zaun kletterte. Allerdings trugen die typischen Trainingszuschauer nur selten Anzug und Krawatte.

Der Mann kam bei ihm an und streckte ihm etwas entgegen. Es war aber nicht das erwartete Autogrammbuch, sondern ein Handy.

«Ein Anruf für Sie, Herr Keita», sagte er und war nach der kurzen Strecke über das Feld so ausser Atem, als ob er sämtliche Temposprints mitgemacht hätte.

Noch bevor Tom das Telefon nehmen konnte, kam Krähenbühl herbeigestürmt. «Was fällt Ihnen ein?», schrie er den Störenfried an. «Das ist doch hier kein öffentlicher Spazierweg! Wer sind Sie überhaupt?»

«Schneebeli ist mein Name.» Der Mann richtete seine vom Rennen verrutschte Krawatte.

«Ich bin der neue Leiter Öffentlichkeitsarbeit.»

Er war also nicht über den Zaun geklettert, sondern nur vom Klubhaus herübergekommen.

«Und was wollen Sie hier? Das Training stören? Ich wusste gar nicht, dass das die Aufgabe von euch Werbefritzen ist.»

«Herr Keita wird am Telefon verlangt.»

Krähenbühl, der schon von Natur aus einen roten Kopf hatte, lief noch dunkler an. «Telefon? Mitten im Training? Jetzt hören Sie mal gut zu, Herr Schneebeli! Mit Ihrem verdammten Telefon können Sie von mir aus den Papst beim Beten stören oder den Bundesrat beim Regieren. Aber nicht mein Training! Wenn Sie nicht null Komma plötzlich hier verschwinden...»

Seine Schimpfkanonade wäre wohl noch ein Weilchen so weitergegangen, wenn Schneebeli nicht das Zauberwort gesagt hätte. Das einzige Wort, das die Macht hatte, Krähenbühl sofort zum Verstummen zu bringen.

«Eidenbenz», sagte Schneebeli.

«Was?»

«Herr Eidenbenz will mit Herrn Keita sprechen. Und zwar sofort.» Wieder streckte er dem immer noch zögernden Tom das Handy hin.

«Wenn es denn unbedingt sein muss», grummelte der Assistenztrainer. Er sah demonstrativ auf die Uhr, und als Tom immer noch zögerte, fauchte er ihn an: «Jetzt nimm das Handy schon, Keita! Oder brauchst du eine spezielle Einladung? – Und die andern: los, los, los! Wir sind hier nicht auf dem Pausenplatz!»

Und die Sprints gingen wieder los.

«Ja, hallo?»



«Keita!» Eidenbenz hatte lange warten müssen und brüllte jetzt umso mehr. «Verdammt noch mal, Keita! Wie konnte das passieren?»

Tom war so verwirrt, dass er zuerst meinte, der Vereinspräsident wolle sich nach dem Insektenstich an seinem Hintern erkundigen. «Es war bei diesen Fotoaufnahmen», begann er deshalb. «Für die *Schweizer Illustrierte*. Frau Holzer wollte, dass ich mich in den Sand lege, und da ...»

«Frau Holzer! Natürlich! Und du musstest bei ihr natürlich das Maul aufreissen!»

«Nein, ich sollte mich schlafend stellen und Claudia ...»

«Dabei hatte sie mir in die Hand versprochen, die Sache noch nicht zu publizieren.»

«Claudia?»

«Die Süssholzer! Und sie hätte sich auch daran gehalten. Es ist ja nicht das erste Mal, dass wir so einen Deal miteinander machen. Aber wenn du natürlich den Mund nicht halten kannst und ihr alles erzählst ...»

«Was sollte ich ihr denn ...?»

«... dann ist sie an unsere Abmachung nicht mehr gebunden. Dann bist du eine unabhängige Quelle, und ich kann ihr noch nicht einmal an den Karren fahren, wenn sie einen Artikel daraus macht!»

«Ich verstehe nicht ...» Klara Holzer hatte doch gar nichts über den Insektenstich an seinem Hintern geschrieben.

Aber Eidenbenz war nicht in der Stimmung für Erklärungen. Zuerst musste er sich einmal leer schimpfen.

«Die Frau ist nicht blöd. Sie wusste, dass ich sauer werden würde, und hat es deshalb schlau-

erweise nur in ihrem Blog gemacht. Da kann sie immer abstreiten, dass sie überhaupt etwas damit zu tun hat. Obwohl natürlich jeder weiss, wer hinter dieser Cassandra steckt!»

«Kassandra? Blog?»

«Hast du das noch gar nicht mitbekommen? Ja, schaust du eigentlich überhaupt nie ins Internet?», brüllte Eidenbenz.

Tom hätte erklären können, dass er das Internet eigentlich nur benutzte, um die Namen seiner Kollegen aus Guinea zu googeln, um festzustellen, wie es ihnen, dem Feinduno, dem Thiam und dem Jabi, bei ihren verschiedenen europäischen Vereinen erging. Aber er schwieg lieber, und die Frage war sowieso nur rein rhetorisch gewesen. Eidenbenz schimpfte schon wieder weiter.

«Der ganze Effekt verpufft! Und wofür? Für nichts und wieder nichts! Am liebsten würde ich die ganze Aktion abbrechen.»

«Welche Aktion?»

Es dauerte eine ganze Weile, bis Tom begriff, über was sich Eidenbenz so aufregte. Die Idee, dass er Schweizer werden sollte, war vorzeitig publik geworden, und aus irgendeinem Grund schien das den Vereinspräsidenten furchtbar zu ärgern.

Hinter ihm trainierten seine Kollegen unterdessen Sprints.

«Wirklich, Herr Eidenbenz, ich habe mit niemandem auch nur ein Wort ...»

Er brach mitten im Satz ab, was Eidenbenz zum Glück nicht bemerkte. Ihm war plötzlich eingefallen, dass «mit niemandem ein Wort» nicht wirklich stimmte. Er hatte mit jemandem darüber gesprochen. Mit Mirko Milatovic. Aber

nur unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, und Mirko würde doch niemals ...

Eidenbenz' Explosionen dauerten nie lange, und er fing schon wieder an, sich abzuregen. «Kann man nichts machen», sagte er. «Das Kind liegt im Brunnen, und künstliche Beatmung wird auch nicht mehr viel nützen. Nun ja, mir wird schon etwas einfallen. Aber du hast mich sehr enttäuscht, Keita. Wirklich sehr enttäuscht.»

Klick.

Tom hätte das Handy wohl noch ein ganzes Weilchen angestarrt, aber Krähenbühl stand schon neben ihm. «Schau an», sagte er sarkastisch, «der Herr Keita hat seine geschäftlichen Besprechungen tatsächlich schon beendet. Wie überaus freundlich von Ihnen. Wenn Sie uns also die Ehre geben wollten, an unseren bescheidenen Übungen wieder teilzunehmen?»

Diesmal lachten nicht einmal die Nachwuchsspieler.

Herr Schneebeli von der Öffentlichkeitsarbeit nahm sein Handy wieder entgegen und marschierte quer über den Platz in Richtung Klubhaus. Er tat es sehr viel langsamer als bei seiner Ankunft. Seine feinen Schuhe waren wirklich nicht für Rasen gemacht.

Während des ganzen restlichen Trainings war Tom nicht bei der Sache. Beim abschliessenden Spiel vier gegen vier wurde er ein Mal übers andere umdribbelt und musste sich von Krähenbühl noch mehr bissige Kommentare anhören. Aber Ärger mit dem Assistententrainer zu haben, war nicht weiter schlimm. Ärger mit Eidenbenz, das war ein echtes Problem. Denn es war Eidenbenz, der die Verträge mit den Spielern abschloss und unterschrieb.

Oder eben nicht unterschrieb.

Nach dem Training, nahm sich Tom vor, musste er Mirko unbemerkt zur Seite nehmen. Nicht um herauszufinden, ob sich sein Kollege irgendwo verplaudert hatte. Das war jetzt gar nicht mehr wichtig. Aber Mirko war der Einzige, der ihm wahrscheinlich einen vernünftigen Rat geben konnte. Wegen Eidenbenz und wegen der Einbürgerung und überhaupt.

Er kam nicht dazu. Vor dem Klubhaus lauerte die Reporterin eines Lokalradios, streckte ihm ihr Mikrofon ins Gesicht und überschüttete ihn mit einem Wasserfall von Fragen. Ob die Meldung heute im Internet stimme. Wann es definitiv so weit sein werde. Ob sich Ottmar Hitzfeld schon bei ihm gemeldet habe. Und ob er nicht so gut sein wolle, seine neue eidgenössische Identität auch praktisch unter Beweis zu stellen und einmal kurz ins Mikrofon zu jodeln. Oder zumindest «Chuchichäschтли» zu sagen.

Als er sie endlich abgeschüttelt hatte, war Mirko bereits weggefahren. Und Tom graute davor, das Problem jetzt mit Claudia besprechen zu müssen.

Folge 41 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Verehrung und Leidenschaft

Der Schönheitschirurg Christoph Wolfensberger und seine Frau Petra sind seit 35 Jahren ein Paar. Freunde sagen: «Ihr benehmt euch wie verliebte Teenager.»

Christoph: Als Medizinstudent verdiente ich vor 35 Jahren einen Zustupf als Fotomodell. Eines Tages wurde ich für einen Werbespot gebucht. Als Partnerin – die mich mit hauchdünnen Schokoladetäfelchen verführen sollte – wurde mir ein berühmtes Mannequin zugeteilt: Petra. Jemand hatte mir bereits im Vorfeld gesagt: «Sie hat wahnsinnige Augen.» Das stimmte. Gross und tiefblau. Vor allem aber lag Sanftmut und Klugheit in ihrem Blick. Meine Kollegen wollten mir am Tag darauf die Suppe versalzen: «Bei Petra hast du keine Chancen.» – «Sie kann sich jederzeit einen superreichen Mann angeln. Sie kennt den Schah von Persien.»

Petra: Christoph war bildschön, aber er war sich dessen nicht bewusst. Seine Bescheidenheit, seine Freundlichkeit und seine Verspieltheit erkannte ich sofort als herausragende Qualitäten. Ich wusste bald: der und kein anderer.

Christoph: Am Anfang fanden unsere Hip-piefreunde, so eine monogame Zweierbeziehung ist doch blöd. Es war uns egal. So viel Leidenschaft braucht keine Alternativen.

Petra: Zehn Jahre später haben wir geheiratet. Ich trug ein cremefarbenes Vintage-Kleid mit Hunderten von Strasssteinen sowie ein dazu-passendes *Käppli*: Die erste Frau des Schahs von Persien hatte mir beides geschenkt. Die Trauung fand in einer Bergkirche, das Fest im Renaissancepalast von Näfels statt. Die Dorfmusik spielte auf und später ein Barockorchester.

Christoph: Heute haben wir einen schönen Lebensstil und lieben unseren grossen Garten sehr. Aber in den ersten zehn Jahren fuhren wir in einem klapprigen VW-Golf zusammen durch die Welt und lebten aus dem Koffer. Petra verdiente als Fotomodell und später als erfolgreiche Stylistin immer mit und machte so meine Ausbildung bei den besten ausländischen Beauty-Spezialisten möglich.

Petra: Wir hatten nicht viel Geld, aber wir kamen mit fremden Kulturen und interessanten Menschen in Kontakt: Ich erinnere mich an



«Die Dorfmusik spielte auf und später ein Barockorchester»: Ehepaar Wolfensberger, 1984.

einen berühmten amerikanischen Arzt, der die Patienten nach den plastischen Eingriffen in seiner Villa aufpäppelte. Am Abend erschienen die Partygäste – darunter viele Tänzerinnen aus Las Vegas – mit riesigen Kopfverbänden und einbandagierten Brustbereichen zur Grillparty. Das war Amerika.

Christoph: Petra ist bis heute mein Selbstbewusstsein geblieben. Allein hätte ich keine eigene Klinik aufgebaut. Bei kritischen Entscheidungen machte sie mir immer Mut, an mich zu glauben und etwas zu wagen.

Petra: Auch als Christoph bereits einer der besten Schönheitsärzte war, hatte er noch Selbstzweifel. Dabei ist er ein Allroundgenie, spielt wunderbar Klavier, ist ein toller Koch. Er kann wirklich alles.

Christoph: Die Verehrung, aber auch die Leidenschaft füreinander ist gross geblieben. Damit wir immer zusammen sein konnten,

steckte meine Frau ihre eigene Karriere zurück, das heisst, sie bildete sich intensiv weiter. Heute führt sie unsere Klinik. So müssen wir auch während der Arbeitszeiten nicht aufeinander verzichten.

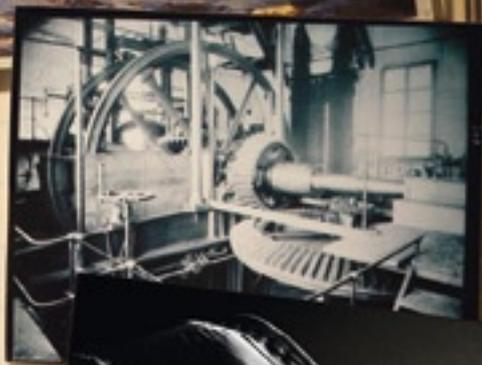
Petra: Natürlich wäre ein gemeinsames Kind die Krönung einer solch grossen Liebe gewesen. Andererseits konnte jeder von uns sich so immer auf den anderen konzentrieren, und wir mussten einander mit niemandem teilen. Heute sagen unsere Freunde manchmal: «Jetzt seid ihr schon so lange zusammen und benehmt euch noch immer wie verliebte Teenager.»

Christoph: Die einzige Sorge, die uns manchmal plagt, ist die Frage: Was geschieht, wenn einer von uns allein zurückbleibt? Wenn es einmal so weit ist, sollte man gemeinsam von dieser Welt verschwinden können. Aber das geht leider nicht.

Die Fragen stellte Franziska K. Müller.

Alle 200 Jahre ein Kraftwerk.
Mehr schafft auch ein Moses nicht.

Als der
Uhrenunternehmer
Heinrich Moser seiner
Heimatstadt Schaffhausen
1850 ein Wasserkraftwerk
und damit nachhaltige
wirtschaftliche Prosperität
bescherte, muss er geahnt haben,
dass sein Unternehmergeist in
Schaffhausen Schule machen würde.
Seine Nachfahren legen heute das
mit zirka 30,17 Gramm Gas nicht
mal so schwere Erbe vor: die Mayu, Uhr
gewordener Beweis
für Mosersche
Kongenialität im
21. Jahrhundert.
80 Stunden Energie,
und das ganz
ohne Wasserkraft!



MAYU, Ref. 325.503-010, Palladium. Cal. HMC 325.503. Handaufzug mit echten Kegelrädern. Mind. drei Tage Gangdauer. Gangreserveanzeige werkseitig. Sekundenstopp. Moser-Echappement mit Straumann Double Hairspring, auswechselbar. Anker und Ankerrad aus Weissgold. Sichtboden. LEIDENSCHAFTLICH ANDERS.

Basel, BUCHERER - Genève, L'HEURE ASCH - Interlaken, KIRCHHOFER - Lugano, VALENTE
Luzern, EMBASSY - St. Moritz, EMBASSY-LA SERLAS - Zürich, BUCHERER

H. Moser & Cie.